



Wolfgang Hochbruck  
Helden in der Not

Eine Kulturgeschichte  
der amerikanischen Feuerwehr

Wallstein

Wolfgang Hochbruck  
Helden in der Not

FIGURATIONEN DES HEROISCHEN  
Herausgegeben von Ralf von den Hoff

Band 5

Wolfgang Hochbruck

# Helden in der Not

Eine Kulturgeschichte

der amerikanischen Feuerwehr

WALLSTEIN VERLAG

Gefördert durch die  
Deutsche Forschungsgemeinschaft

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z.B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wolfgang Hochbruck 2018

Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2018

[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond und der Frutiger

ISBN (Print) 978-3-8353-3279-9

ISBN (Open Access) 978-3-8353-8028-8

DOI <https://doi.org/10.46500/83533279>

# Inhalt

1. Einführung: Feuer, Wasser, Ölspur . . . . .	7
2. Die Wurzeln der Freiwilligkeit in den Bürgergesellschaften des 18. Jahrhunderts . . . . .	22
3. Die Professionalisierung des Heroismus im 19. Jahrhundert . . . . .	30
4. Arbeitshelden in einer modernisierten Welt . . . . .	52
5. Neue Helden in den Vietnamkriegsjahren . . . . .	60
6. Die Helden des 11. September . . . . .	74
7. Coda: Konservative Anarchisten – Dorf- und Kleinstadtfeuerwehr im 21. Jahrhundert . . . . .	81
8. Schluss: Die Zukunft heroischer Freiwilligkeit . . . . .	90
Anmerkungen . . . . .	94



## 1. Einführung: Feuer, Wasser, Ölspur

Ein Feuerwehrauto ist was Besonderes. Es ist genau so sehr ein Symbol, wie es ein technisches Gerät ist [...]. Selbst Kinder, die noch zu klein sind, um sprechen zu können, drehen ihren Kopf auf die Seite und sabbern ein bisschen intensiver, wenn ein Feuerwehrauto vorbeifährt.<sup>1</sup>

Wenn ein Feuerwehrfahrzeug zugleich Symbol und technisches Gerät ist, dann sind Feuerwehrleute gleichzeitig mythologische Figuren und Alltagshelden. Einfach nur als normale Menschen gelten sie eigentlich nie, und das sind sie vielleicht auch nicht – oder jedenfalls nicht in dem Bilderbogen, den Populärkultur und Werbung in der Vergangenheit immer wieder von ihnen gezeichnet haben. Da sind Feuerwehrleute immer die Guten. Die, deren Bereitschaft zum Einsatz für andere legendär ist. Die Helden in der Not, von denen dieses Buch handelt. Zum Verständnis der gesellschaftlichen und kulturhistorischen Strukturen, die zur Ausprägung dieser Bilder geführt haben, ist es allerdings notwendig, die Symbolik von der technischen Gerätschaft ein Stück weit zu trennen – soweit das bei einem Thema wie Feuerwehr möglich ist, wo archetypische Bedrohungssituation und Schutz- und Rettungspraxis so ineinander verschränkt und mythisch aufgeladen sind.

Der Begriff ›Feuer‹wehr verschärft dabei die Dramatik der Ausgangslage; verleitet er doch zu der Annahme, dass die Rettung von Mensch und Tier aus Feuersnot die Hauptaufgabe sei. Das war auch bis etwa zur Mitte des letzten Jahrhunderts noch so. In vielen Kinderbuch-Abbildungen ist es bis heute so zu sehen: Feuerwehrleute spritzen große Mengen Wasser von außen auf ein brennendes Gebäude, aus dem sich Menschen in ein aufgespanntes Sprungtuch fallen lassen. Vieles von dem, was im Bild der Öffentlichkeit



zur Feuerwehr dazugehört, ist längst Folklore: Schnauzbärte, die früher einmal eine primitive Form des Atemschutzes gegen Rauchpartikel darstellten, sind heute unter Feuerwehrleuten selten geworden. Sprungtücher werden aus Sicherheitsgründen und wegen des Personalaufwands seit Jahrzehnten nicht mehr benutzt. Dass eine Katze von einem Baum heruntergeholt werden muss, kommt tatsächlich vor, allerdings wesentlich seltener, als zahllose Kinderbücher und neuerdings YouTube-Videos suggerieren. Bei den meisten Feuerwehren werden auch nur noch bei Großbränden, und falls keine Personen mehr im Gebäude sind, größere Wassermengen von außen gegen Brände eingesetzt. Bei Wohnungs- und Zimmerbränden, und besonders, wenn noch jemand vermisst wird, gehen Trupps mit modernen Atemschutzgeräten im Innenangriff gegen das Feuer und zur Menschenrettung vor. Feuerwehrleute sind außerdem längst nicht mehr nur Männer, und die berühmten Rutschstangen sind zwar noch in Benutzung, aber die paramilitärische Ordnung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ist längst weitgehend zugunsten pragmatischer Zügigkeit der Abläufe auf der Basis von intelligentem Training und teamorientierter Selbstverantwortlichkeit aufgegeben worden. Für Freiwillige war diese Ordnung ohnedies nie in derselben Form verbindlich gewesen.

Feuer spielen in der praktischen Feuerwehrarbeit eine seit Jahren zurückgehende Rolle. Verbesserter baulicher Brandschutz, Rauchwarnmelderpflicht und Brandschutzaufklärung haben in den letzten dreißig Jahren für deutlich zurückgehende Zahlen bei den Schadensfeuern gesorgt. 60% aller Einsätze der Freiwilligen wie der Berufsfeuerwehren in den USA sind dagegen sogenannte technische Hilfeleistungen, und da, wo die Feuerwehr auch Rettungsdienst fährt, sind 70-80% aller Notrufe medizinische Fälle. Die infolge des Klimawandels steigende Anzahl von Stür-

men und Starkregenfällen sorgt für eine Zunahme von Wassernot und Windwurfschäden; hinzu kommen Unfälle, Austritte von Schadstoffen, Türöffnungen und Transporte hilfloser Personen.

Während die Einsatzlagen logischerweise hohe Ähnlichkeit aufweisen, weichen sowohl die Einsatztaktiken wie die Bildwelten des feuerwehrbezogenen Heldendiskurses in verschiedenen Ländern zum Teil deutlich voneinander ab. Dass demjenigen, der sich für andere einsetzt und in Gefahr begibt, moralische Stärke und ein guter Charakter unterstellt werden, ist keine natürliche Schlussfolgerung. Wo Feuerwehren aus der Mitte der bürgerlichen Gesellschaft als Gemeinschaften von Freiwilligen entstanden sind – wie in Deutschland und den USA – fußt die Heroisierung der Feuerwehrleute zum einen auf der Ausnahmesituation, in der sie bei Einsätzen handeln, und zum anderen darauf, dass schon ihre Einsatzbereitschaft als positives Beispiel und moralisch vorbildlich gilt. Auf dieser Basis genießen Feuerwehrangehörige in der Regel hohes Ansehen. Wo ihre gefährliche Arbeit von schlecht bezahlten, ausgerüsteten und ausgebildeten Angestellten gemacht wird, und wo die Brandschützer möglichst auch noch Teil des Militärapparates oder der Polizei sind, stehen Kinder nicht am Straßenrand und winken, wenn die Feuerwehr vorbeifährt. Sie sind nicht damit aufgewachsen, dass die Feuerwehrleute aus der Mitte ihrer eigenen Kultur kommen. Die *War Years* in der New Yorker Bronx und anderen von Minderheiten bewohnten Stadtvierteln in den USA in den siebziger Jahren zeigten ein ähnliches Bild: Anrückende Rettungskräfte wurden als Teil des Systems angesehen, von dem sich die Bewohner abgeschrieben fühlten. Feuerwehrmänner – zu dieser Zeit waren es noch ausschließlich Männer – wurden angegriffen, während sie versuchten, Menschen zu helfen. Nie war der Widerspruch zwischen dem populärkultu-

rellen Heldenbild und dem von den *Firefighters* erlebten Alltag größer.

Dieses Buch soll eine Kulturgeschichte der Heldenbilder der amerikanischen Feuerwehren vom Beginn des freiwilligen Feuerwehrwesens bis zur Gegenwart liefern. Spektakuläre Feuer, Fluten, Erdbeben und Unfälle<sup>2</sup> sind deshalb weniger von Interesse als kulturelle Entwicklungslinien: die Anfänge einer Wechselseitigkeit der Hilfeleistung in der Bürgergesellschaft des 18. Jahrhunderts, die Krise der Freiwilligen und die Professionalisierung des Heroismus im 19. Jahrhundert, seine Dramatisierung in der Populärkultur in Theaterstücken, Filmen und Fernsehserien, die Wirkungen des Vietnamkonflikts sowie der Heldenkult nach dem 11. September 2001. Am Schluss steht ein dem Selbstverständnis von Feuerwehrleuten angepasst teilweise entheroisiertes Konzept der durch Feuerwehren gewährleisteten öffentlichen Sicherheit als republikanisches Programm zur gesellschaftlichen Selbstwirksamkeit.

Die weitgehend ungebrochene Heroisierung von Feuerwehrleuten in den USA stellt einen Sonderfall im Umgang der Produktions- wie der Rezeptionsseite populärkultureller Texte und Erzeugnisse mit uniformierten Rettungskräften dar. Selbst die Krise der Heldenbilder in der Post-xy-Gesellschaft hat ihnen nicht viel anhaben können. Wenn vor allem in Intellektuellenkreisen von ›Postheroismus‹ die Rede ist, sind in der Regel militärische Aktionen und allgemein gewalttätige Formen des Heldentums angesprochen. Die Anwendung brachialer Gewalt zur Schaffung von Zugängen zu gefährdeten oder eingeschlossenen Menschen oder Tieren wird Feuerwehrleuten dagegen nachgesehen, und altruistisches Verhalten bis zum Einsatz des eigenen Lebens ist ohnehin scheinbar eine andere, nicht unter die gleiche Semantik fassbare Kategorie. Diese Art des Heldentums ist zum einen eine menschliche Konstante, die zwar

der Behauptung, jeder sei sich selbst der Nächste, widerspricht; gleichwohl ist sie für das Überleben freiheitlicher Gesellschaften eine Notwendigkeit.

Man kann mit Ronald Asch und Michael Butter an dieser Stelle konstatieren, dass heroische Figuren dann und dort konstruiert werden, wo ihre jeweilige Gesellschaft sie braucht. Heldengeschichten existieren zudem nicht ohne ein Publikum, wie Asch und Butter ebenfalls feststellen.<sup>3</sup> Für die amerikanischen Feuerwehrleute ist in dieser Hinsicht ein Ende ihrer heroischen Funktion nicht abzusehen. Sie ist über Jahrhunderte aufgebaut und gesellschaftlich eingewurzelt worden.

So weit die Außenwahrnehmung. Nun sind kritische Analysen kultureller Felder aus der Außenperspektive problematisch. Aber auch die Innenperspektive hat Tücken, wie der Kulturwissenschaftler und Narratologe Albrecht Koschorke festgestellt hat.<sup>4</sup> Kulturen bleiben für sich selbst undeutlich. Ihre Selbstkonstruktionen sind bewusst oder unbewusst mythologisierte Erzählungen. Dabei folgt die kommunikative Funktion des Erzählens nicht notwendig einer eindeutigen Richtung. Sie deckt deshalb die gesamte Bandbreite der Möglichkeiten ab: von komisch bis tragisch, von der Lobeshymne bis zur Selbstkritik, von der intelligenten Analyse bis zur stumpfsinnigen Wiederholung und von objektivierbaren Fakten bis zum *fake*. Das jeweilige Publikum, und möglicherweise sogar die jeweiligen Erzähler selbst, können diese Varianten nicht mit letzter Sicherheit auseinanderhalten. Die Selbst-Erzählung, soweit Koschorke, ist ein Dispositiv nur mittlerer Stabilität. Sie konfiguriert ihre Kernelemente, entscheidet aber nicht über unmittelbare Form, Typ, oder die Beziehung zu hegemonialen Positionen.

Im Prozess der Erzählung dessen, was Feuerwehrleute (und ihr Publikum) für wichtig halten, dominieren vor

diesem Hintergrund zwei Traditionslinien. Eine davon ist technisch geprägt und verfolgt minutiös die Entwicklung der Feuerwehrgeräte, der Fahrzeuge und der Brandabwehrstrategien. Die andere reiht (Brand-)Katastrophen und die in ihrem Schlagschatten verübten Heldentaten aneinander. Dabei wechseln diese favorisierten Produktlinien im Untersuchungszeitraum noch von den Print- zu den Bildmedien. Kulturwissenschaftlich übergreifend sind diese Produktlinien beide noch nicht aufgearbeitet worden. Mit den Studien von Stephen J. Pyne, Margaret Hindle Hazen und Robert M. Hazen, Amy Greenberg sowie Bruce Hensler<sup>5</sup> zu einzelnen Aspekten und zu Perioden der Feuerwehrgeschichte gibt es allerdings einige Arbeiten mit kulturwissenschaftlichen Schwerpunkten.

Einige amerikanische Eigenheiten, die aus Sicht deutscher Leser durchaus erklärungsbedürftig sein könnten, werden von keinem dieser Bücher angesprochen, da sie vermutlich als quasi natürlich wahrgenommen werden. So setzen sich zum Beispiel im amerikanischen kulturellen Feld emblematische Strukturen und Bilderfolgen durch, die es in anderen Ländern so nicht gibt, und die als eigene Akteure im kulturellen Produktionsprozess bis heute nachwirken. Da wäre etwa der charakteristische Helm mit dem lang gezogenen Nackenschutz und dem Einheitsabzeichen auf dem Lederschild an der Front. Da ist die schwere Einsatzaxt, die oft zusammen mit dem Helm abgebildet wird und bereits das Identifikationsmuster ›Feuerwehr‹ auslöst. Da ist die lange Einsatzjacke, die über Generationen hinweg von Leder über verstärkte Leinwand bis zu modernen Kunstfasern den traditionellen Klappenverschluss behalten hat. Da sind die Rutschstangen aus den Aufenthaltsräumen in den Obergeschossen der Berufsfeuerwehrhäuser in den Innenstädten und die mehrheitlich immer noch rote Farbe der Fahrzeuge. Da ist die dem Militär nachempfundene ein-

satztaktische Einteilung in *Companies*, deren drei Schichten von drei bis sechs Leuten von einem *Lieutenant* bzw. dem Kompaniechef, einem *Captain*, geführt werden, und die nach ihren Funktionen getrennt *Engine*, *Ladder* bzw. *Truck*, und *Rescue* bzw. *Squad* genannt werden.

Die Terminologie verweist ihrerseits auf den relativ hermetischen Charakter dieser ›Bruderschaft der Gefahr‹, wie der Soziologie-Professor und Freiwillige Feuerwehrmann Charles Simpson das nennt,<sup>6</sup> insofern ein Alltagsbegriff wie *Engine*, der zumindest im heutigen Sprachgebrauch nur noch einen Motor bezeichnet, als Teil für das Ganze ein Fahrzeug bezeichnet, dessen Besatzung die Löscharbeiten übernimmt – zentraler Inhalt dieses Fahrzeugs, auf den es für die Leistung ankommt, ist die Motorpumpe, die *engine*. Die Besatzung der *Ladder* oder des *Truck*, womit ein (Dreh-)Leiterfahrzeug bezeichnet wird, übernimmt die Aufgaben von Öffnung, Belüftung und, vordringlich, Menschenrettung. Speziellere Feuerwehraufgaben wie Höhen- oder Tiefenrettung, Sägen, Schneiden, Heben und Trennen, fallen in das Aufgabenspektrum der Technischen Hilfeleistungseinheiten *Rescue Company* oder *Squad*,<sup>7</sup> die auch bei Gefahrgutunfällen zum Einsatz kommen, sofern keine eigene *Hazmat*-Einheit (für: Gefahrstoffe, englisch: *hazardous materials*) vorhanden ist. Zu einem mehrere Einheiten – wenigstens eine *Truck* und eine *Engine Company* – zusammenfassenden *Battalion* gehört oft auch ein Rettungswagen, die mit Feuerwehr-Rettungsassistenten besetzte *Ambulance*. Sie alle treffen sich im *Apparatus Deck*, der Fahrzeughalle des Feuerwehrhauses.

Die verschiedenen Einheitstypen erfüllen ihre spezifischen Aufgaben nicht nur auf der Ebene ihres Aufgabenspektrums, sondern auch im Rahmen des kulturellen Systems, das ihnen die dafür notwendige Heldenrolle zugeschrieben hat. Die Katze-vom-Baum ist dabei die

Kleintier-Variante der eigentlich mit dieser Verniedlichungsform angespielten Rettungsoperation, bei der Feuerwehrleute in einem heroischen Akt hilflose Personen aus brennenden Häusern holen. In der Ikonographie sind das im 18. und 19. Jahrhundert auch noch Frauen und alte Menschen. Seit ca. 1900 dominiert in der bildlichen Darstellung speziell in den USA die Rettung von Babies und Kleinkindern.<sup>8</sup>

Was in der Ikonographie – und in den Einheiten – ebenfalls bis heute dominiert, sind weiße Männer. Andere ethnische Gruppen und Frauen sind nach wie vor unterrepräsentiert, obwohl traditionell gerade in den urbanen Zentren der USA viele Berufsfeuerwehrleute einen Migrationshintergrund haben: Allerdings bevölkern die Nachfahren irischer, italienischer und deutscher Einwanderer in vielen Fällen in familiengenealogischer Sequenz seit vier und mehr Generationen dieselben Feuerwehrhäuser, was wesentlich an der Zugänglichkeit dieser Jobs in der Professionalisierungsphase im 19. Jahrhundert gelegen hat (siehe Kap. 3). Angehörige von ethnischen Minderheiten und Einwanderergruppen der letzten Jahrzehnte sind dagegen prozentual nur schwach vertreten: Afrikaner waren lange Objekte rassistischer Witze; ihre Einstellung verlief etwa parallel zur Integration in die US-Armee, und mit ähnlichen Schwierigkeiten.<sup>9</sup>

Auch Frauen sind eindeutig unterrepräsentiert. Während bei den Waldbrand-Feuerwehren, die in den USA eine eigene Kategorie darstellen und deshalb hier nur am Rand vorkommen, bis zu zehn Prozent der Einsatzkräfte Frauen sind, kommen die Berufsfeuerwehren nur auf etwa fünf Prozent, trotz der Anstrengungen seit den achtziger Jahren, den Anteil an Frauen zu erhöhen. Vielerorts mussten sich Frauen, obwohl die offizielle Politik ihre Einstellung bereits zu fördern vorgab, ihre Positionen gegen mehr oder weniger offenen Widerstand erkämpfen – eine der

berühmtesten ist die New Yorkerin Brenda Berkman, die sich gegen die Diskriminierung zur Wehr setzte und es mit Durchsetzungsfähigkeit und Qualität bis zum *Captain* brachte.<sup>10</sup> Und auch wenn Spitzenreiter wie San Francisco mittlerweile einen Anteil von ca. 16% Frauen aufweisen, zeigt ein Erfahrungsbericht wie der von Caroline Paul,<sup>11</sup> dass selbst dort Belästigung und Ausgrenzung durch die Kameraden mit bedrückender Frequenz vorkamen. Nachrichten über Übergriffe und Mobbing aus der Gegenwart zeigen, dass es immer noch zu viele Männer gibt, die nicht begriffen haben, dass der Dienst in der Feuerwehr – einschließlich der Freiwilligen – keine ihnen zustehende Domäne ist. Die Verteidigung eines vermeintlich angestammten heroischen Status untergräbt diesen praktisch und führt zu kritischen Bewertungen gerade seitens jener Teile der Öffentlichkeit, auf deren Zustimmung besonders die Freiwilligen Feuerwehren als Ausdruck bürgerschaftlichen Engagements angewiesen sind.

Die nach wie vor bestehende relative Homogenität lässt es erscheinen, als dominiere in Feuerwehren ein ländlich-kleinstädtisch geprägter, männlicher, technik-affiner und latent anti-intellektueller Habitus im Sinne des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, und zwar sowohl bei den Waldbrandverbänden (für die das der Ethnologe Matthew Desmond behauptet hat)<sup>12</sup> als auch bei den ›Normalen‹. Darin liegt ein Missverständnis, insofern keine dieser Komponenten absolut gesetzt werden kann. Frauen, Menschen mit höherem Bildungsabschluss und Einwanderer – also alle Gruppen, die in den Feuerwehren unterrepräsentiert sind – sind in dem Maß integrationsfähig, in dem sie sich dem anschließen, was als ›Feuerwehr-Habitus‹ zu beschreiben wäre. Dazu gehört in der Tat eine gewisse Nähe zu Technik und Handwerk, dazu gehört vielleicht sogar, wenn auch oberflächlich, ›maskulines‹ Verhalten.



Dazu gehört zumindest für die riskanteren Aufgaben im Innenangriff auf ein Feuer, bei Einsätzen unter Atemschutz und beim Hantieren mit schwerem Gerät in der technischen Hilfeleistung ein gewisses Maß an physischer Kraft und Durchhaltefähigkeit. Dazu gehört aber vor allem die Bereitschaft, sich in dieser ›Bruderschaft der Gefahr‹ einzusetzen, die entsprechenden Lehrgänge mitzumachen, eigene Interessen hintan zu stellen, und sich aus Überzeugung für den Dienst an der Allgemeinheit zu verpflichten. Diese Bedingungen bevorteilen natürlich den Typus, den Desmond beschrieben hat. Sie machen ihn aber nicht zur Exklusivfigur.

Die graduell zunehmende Zahl von Frauen und Angehörigen von ethnischen Minderheiten und Zuwanderergruppen in allen Feuerwehren verweist auf einen, wenn auch langsamen, strukturellen Wandel.<sup>13</sup> Die Langsamkeit betrifft in vielen Fällen nicht nur die sozialen Strukturen, sondern auch Teilbereiche der technischen Innovation – Technikaffinität schließt nicht zwingend Offenheit gegenüber dem Einsatz von Computern und anderen nur mittelbar feuerwehr-technischen Gerätschaften ein; ihre Beschränkung auf Gerätschaften, die im Einsatz verwendbar und dem heroischen Status nicht abträglich sind, ist augenfällig. Trotzdem gab es anfangs sogar Widerstände gegen die Verwendung von außenluftunabhängigen Atemgeräten im Innenangriff – wer auch unter den Kameraden besonderen Status genießen wollte, musste Rauch aushalten können<sup>14</sup> –, eine Einstellung, die nicht erst mit der exponentiellen Zunahme der Kunststoffanteile in der Brandlast seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts lebensgefährlich ist.

Darüber, ob Feuerwehrleute wegen ihrer praktischen Bereitschaft zum Dienst an der Allgemeinheit bereits Heldenstatus verdienen, lässt sich streiten. Es gibt Zweige der

Soziopsychologie, die Uneigennützigkeit generell in Abrede stellen, insofern schon Respekt und Achtung durch andere für manche angeblich genug Motivation generieren, um sogar Heldentaten zu vollbringen.<sup>15</sup> Dass die meisten Feuerwehrleute die an sie herangetragene Idee der Heldenhaftigkeit unter Verweis darauf zurückweisen, sie hätten nur das getan, wofür sie nun einmal da seien, ist ein Teil des Feuerwehr-Habitus.

Ein Feuerwehreinsatz ist eine abgestimmte, eingeübte kollektive Aktion, vom Ausrücken mit den Fahrzeugen bis zur gegenseitigen Erzählung über das gerade Erlebte nach der Rückkehr, mit der die Erlebnisse in einem gemeinsamen Narrativ zusammengebracht werden. Die traditionelle Heldenerzählung favorisiert dagegen die Einzeltat. Sie erhebt die Heldenfigur mit Namen und unter Herausstellung der über das Normale hinausgehenden Anteile ihrer Taten über die anderen Beteiligten, betont das Transgressive, oft gegen Regeln Verstoßende. Das betrifft auch die Medienberichterstattung über Brand- und Rettungseinsätze – je spektakulärer, desto eher erscheint die Tat mit dem Namen des dadurch in den Heldenstand Gelobten. Dies erst recht, wenn der Held in Verübung seiner Heldentat ums Leben gekommen sein sollte.

Bilder und Stiche, Gedichte und Liedtexte über heroische Löschaktionen gehen auch in Nordamerika zurück bis ins 17. und 18. Jahrhundert. Im ausgehenden 19. Jahrhundert waren dann Melodramen mit Feuerwehr-Szenen beliebte Bühnenstücke – jedenfalls, bis der Brand im *Iroquois*-Theater während einer Matinée im Dezember 1903 über sechshundert Menschen, vor allem Frauen und Kinder, das Leben kostete. Danach waren es eher Filme, beginnend mit *Life of an American Firefighter* von 1907 und bis zu den Serien der Gegenwart. Anders als in den von Polizei- und anderer Gewalt überfüllten Polizeiserien ist

dabei in den Feuerwehr-Mehrteilern ironischerweise relativ wenig Material enthalten, das konkret mit Brandbekämpfung zu tun hat. Meistens sind andere Handlungsstränge damit verwoben, was im Sinne von Plot-Varianz auch sinnvoll ist: Man kann nur eine begrenzte Anzahl von Babies aus brennenden Häusern retten, bevor beim Publikum ein gewisser Gewöhnungseffekt eintritt. Die Besonderheiten von Brandeinsätzen sind wiederum bühnen- wie filmtricktechnisch aufwändig, und, wie man bis zur Gegenwart etwa an den Bränden in der *Chicago Fire*-Serie sehen kann, in tatsächlich wirklichkeitsgetreuer Form weder qualitativ gut noch einfach replizierbar. Hauptproblem ist die vom Publikum verlangte Sichtbarkeit der Helden, und das auch in Szenen, die im Inneren eines Brandgeschehens spielen. Die Hauptfiguren sollen – das ist eines der Gesetze des Films – erkennbar bleiben. Das ist bei der massiven Rauchentwicklung, mit der heutzutage bei einem Brand angesichts der hohen Plastikanteile der Einrichtungen zu rechnen ist, nicht wirklichkeitsnah zu machen. Feuer sind schwarz. Auf einen Brandherd vorgehende Feuerwehrleute sehen oft die sprichwörtliche Hand vor Augen nicht.

Wenn das Publikum nun seine Helden nicht sehen kann, und diese sich und ihre Teamkollegen nicht einmal gegenseitig, dann wird in der Unsichtbarkeit auch der Heldenstatus für den Moment suspendiert. Mit Unsichtbarkeit aber sind Zuschauer nicht zu halten. Die feinen Unterschiede zwischen dieser und jener Art von Feuer sind darüber hinaus für Laien auch ohne Unsichtbarkeit schon schlecht vermittelbar. Es entsteht also bei zu häufiger Wiederholung ähnlicher Szenarios das, was im Fernsehen quotentödllich wirkt und in der Realität der Feuerwehrleute in Echtzeit nicht vorkommt: Langeweile. Deshalb gehen TV-Feuerwehrleute bis heute bei klarer Sicht und manchmal auch noch ohne Maske in offenkundig entweder gut kontrol-

lierte Gasflammen oder in Szenen, die gegen eine Hintergrundmatte gedreht wurden. In beiden Fällen ist die Künstlichkeit der Situation entweder kenntlich und wirkt für das Publikum deshalb nicht oder sie ist es nicht, was dann in der erlebten Realität zu Fehlverhalten der Betroffenen im Brandfall führen kann, wenn sie wie die Heldenfiguren des Feuerwehrfilms ohne Schutzkleidung und ohne Maske durch Rauch und Feuer zu laufen versuchen.<sup>16</sup> Solche Filme kosten Menschenleben.

Das Spezifische eines Schadenfeuers bleibt für Film und Fernsehen unsichtbar. Dafür bedienen die Serien und Kinofilme exzessiv den Mythos vom heroischen Tod des Feuerwehrmanns. Gedichte und Liedtexte feierten von Anfang an gefährvolle Heldentaten und damit auch Heldentode, wie etwa bei Walt Whitman, der sich in der *Heroes*-Sektion seines Langgedichts *Song of Myself* (1855) mit einem »zerquetschten Feuerwehrmann mit gebrochenem Brustbein« identifiziert.<sup>17</sup>

Die Betonung latent lauernder Todesgefahr kam anfangs wohl von den Feuerwehren selbst, die sich dadurch Respekt zu verschaffen suchten. Sie wurde vom Kulturbetrieb bereitwillig aufgenommen und als Folge der Stereotypisierung der Heldenbilder im 19. und 20. Jahrhundert dann wieder von den nachwachsenden Generationen von Feuerwehrleuten selbst geglaubt und weitergegeben. Das betraf sogar den obersten New Yorker Feuerwehrchef Edward F. Croker, der in einer viel zitierten Totenrede 1908 eine hochproblematische Auffassung von heroischem Mut ausdrückte:

Feuerwehrleute werden sterben. Sie wissen das, jeder von ihnen [...]. Feuerwehrmann zu sein, ist ein gefährlicher Job: es ist offensichtlich gefährlich, gegen ein brennendes Gebäude anzugehen. Die Risiken sind

klar [...]. Es lässt sich folgern, dass, wenn ein Mann ein Feuerwehrmann wird, er damit seine tapfere Tat bereits vollbracht hat.<sup>18</sup>

Damit setzte sich Croker über eine der Grundregeln des Heroischen hinweg: Dass der Anerkennung als Held eine tatsächliche heroische Tat vorausgegangen sein sollte. Dies sozusagen vor die Klammer zu ziehen, sollte sich als problematisch erweisen, weil damit zum einen eine wechselseitige Erwartungshaltung zwischen den Feuerwehrleuten und der von ihnen geschützten Gemeinde geschaffen wird, zum anderen, weil jegliche Steigerungsform problematisch werden kann. Weder konnten und können Feuerwehrleute immer für Mut und Moralität garantieren noch sind Respekt und Heldenverehrung selbstverständlich. Übersteigerte Fremd-, erst recht Selbsterwartung bringt den Einsatz schnell an die Grenze zum Lebensgefährlichen – oder darüber hinaus.

Das Zeitalter der Aufklärung hatte eigentlich weltliche Retter mit natürlicher solidarischer Kompetenz an die Stelle der Ergebenheit in die Fügungen angeblich gottgewollten Schicksals gesetzt. Dass Führungskräfte wie Croker, aber auch Dichter und Filmemacher Feuerwehrleute wieder als quasi-religiöse Erlöser durch Tod mythisierten, schuf eine im Wortsinne tödliche Mischung. In der Konsequenz kostet der Heldenmythos der todesmutigen Feuerwehrleute die US-Gesellschaft jedes Jahr im Schnitt über einhundert Tote, dazu viele Verletzte – alle anderen westlichen Industrienationen haben nur einen Bruchteil dieser Ausfälle. Der stellvertretende *Chief* von Shreveport, Louisiana, machte seiner Verzweiflung über dieses Phänomen 2007 in einem Artikel Luft, in dem er seinen Kameraden eine psychische Störung, ein ›Sterbepflicht-Syndrom‹ (*Duty to Die Syndrome*)<sup>19</sup> unterstellte.

Es gehört zu den kritischen Faktoren im System, dass die Lösung für diese scheinbare Störung beharrlich erst in mehr Training und Technikeinsatz und in zweiter Linie bestenfalls noch in Psychologisierungen gesucht wird, wenn es sich eigentlich um einen Teil der historisch-kulturellen Habituation der Feuerwehr handelt, der über Generationen im Zusammenspiel von prinzipieller Opferbereitschaft und medial vorgespielem Opfer eine negative Entwicklung genommen hat. In Filmen und TV-Serien kommen noch viel mehr Feuerwehrleute um als in der Wirklichkeit. So entsteht ein kurios verzerrtes Bild, dessen Rahmen von Medienprodukten bestimmt wird. Ein Effekt ist, dass Feuerwehrleute nahezu unangefochtenen Heldenstatus genießen. Sie werden für noch wesentlich gefährdeter gehalten, als sie es ohnedies schon sind. Sie werden nach wie vor einseitig mit Feuerbekämpfung identifiziert, obwohl sie deutlich öfter Ölsuren abstreuen und Keller auspumpen. Vielen Menschen speziell in Vorstadtamerika ist nicht einmal klar, dass ›ihre‹ Feuerwehrleute Freiwillige oder vielleicht eine ›gemischte‹ Wache mit ein paar Bezahlkräften über Tag sind – nachts und am Wochenende kommen die Freiwilligen. Und es machen sich auch nicht viele Gedanken darüber, was für eine soziale Rolle die Freiwilligen in der Gesellschaft eigentlich einmal gespielt haben und noch spielen könnten.

## 2. Die Wurzeln der Freiwilligkeit in den Bürgergesellschaften des 18. Jahrhunderts

Eigentlich sind die Triebkräfte hinter der Entwicklung des modernen Feuerwesens dieselben positiven Energien, die seit dem späten 18. sowie im 19. und 20. Jahrhundert in demokratische Wahlen und republikanische Verfassungen einmünden: Der Glaube an die Verantwortlichkeit von Individuen für sich selbst und für die Gemeinschaft, in der sie leben, und die Bereitschaft, sich nach Kräften und Fähigkeiten für diese Gemeinschaft einzusetzen. Mit der graduellen Abkehr von der mittelalterlichen Vorsehungs- und Fremdbestimmungsideologie werden Brände nicht mehr vordringlich als Prüfungen oder, wahlweise, Strafen Gottes interpretiert, sondern Teil weltlicher Risikokultur. Damit steigt die Einsicht in die Beeinflussbarkeit des Verhaltens der Menschen vor Ort; damit steigt gleichzeitig das Vertrauen in erlernbare Risikokompetenz. Das wirkt sich in den tendenziell stärker säkularisierten Städten früher und intensiver aus als in ländlichen Gebieten.

Die sich seit dem Spätmittelalter sprunghaft ausweitende Urbanität resultiert in zwei korrespondierende Bewegungen: eine hin zu mehr bautechnischem Brandschutz, und eine zweite zu mehr Professionsorientierung in der Brandbekämpfung. Die meisten Städte hatten auch schon im Spätmittelalter Feuerschutzordnungen, die festlegten, wie Öfen gebaut und wie oft Kamine gereinigt werden mussten. Sie verpflichteten die Haushalte, Feuerlöscheimer vorzuhalten, während Haken, Leitern und später die ersten trag- und fahrbaren Feuerspritzen sowie die zu ihrer Benutzung ausgebildeten und verpflichteten Stadtknechte vom Magistrat bezahlt wurden. Andere Städte überließen die Brandbekämpfung im Rahmen der Zunftordnungen or-

ganisierten Gruppen. Nachtwächter waren weniger Sicherheitstruppe als mobile Brandmelder. Wer sich dem Einsatz in der Eimerkette von Fluss, Löschteich oder Zisterne zum Feuer entzog, konnte bestraft werden. Das hielt eine Menge Leute nicht davon ab, auch damals schon nur als Gaffer den Löschmannschaften im Weg zu stehen. Im Schutz der Aufregung eines Feuers kam es oft auch zu Diebstählen und Plünderungen.

Weder die Feuerordnungen noch die schlecht bezahlten Gefahrenpositionen konnten in Europa Stadtbrände mit riesigen Schäden verhindern. Der technologische Fortschritt bei der Brandbekämpfung ab ca. 1700 mit den ersten brauchbaren Handdruckspritzen und dazu passenden Schläuchen überstieg dann die unorganisierte Selbsthilfefähigkeit. Um mit diesen Gerätschaften arbeiten zu können, brauchte es nicht nur Kraft und Ausdauer, sondern aufeinander abgestimmte Übung – Handdruckspritzen müssen im Gleichklang einer ganzen Reihe von Menschen bedient werden, und das Vorgehen gegen ein Feuer exponiert die Schlauchmannschaft, die sich dabei aufeinander verlassen können muss.

Die nordamerikanischen Städte – soweit man sie im 17. und frühen 18. Jahrhundert als solche bezeichnen kann – hatten mehr oder weniger erfolgreich mit Brandbekämpfungsmitteln und -methoden nach europäischem Muster gearbeitet. Die relative soziale Homogenität der amerikanischen Bürgergesellschaft beförderte die Möglichkeit von Organisationsformen horizontaler Solidarität. Die ersten Freiwilligen Feuerwehren in den britischen Kolonien in Nordamerika entstanden ab 1717 (mit Boston als Vorreiter)<sup>20</sup> als Zusammenschlüsse von Bürgern zunächst auf der Basis gegenseitiger Hilfe zum Schutz von Gebäuden und Sachwerten. Mitglieder beschafften aus eigenen Mitteln nicht nur Handdruckspritzen und übernahmen die



schon bekannten Löscheimer, Leitern und Einreißhaken. Sie stellten auch große Leinensäcke zum Transport geretteter Habe – und bewachten sowohl die Häuser als auch die geretteten Güter.

Die Ausweitung des solidarischen Prinzips der gegenseitigen Hilfe auf die gesamte Gemeinschaft erfolgte fast gleichzeitig um die Mitte des Jahrhunderts. Es ist dieser Schritt von der gegenseitigen Selbsthilfe zum die ganze Gemeinschaft einbeziehenden Syndikalismus, der revolutionär ist. Der Schritt von der Zwangsverpflichtung zur selbstorganisierten Freiwilligen Feuerwehr legt die Sicherheit der Gemeinschaft in die Hände einiger, die sich ihren Einsatz weder bezahlen lassen noch ihre Leistungen gegen andere aufrechnen können. Was eine republikanische Gemeinschaft zusammenführt und -hält, ist der *relative* Einsatz aller. Nach Kräften und Möglichkeiten fallen die Beiträge unterschiedlich aus. Auf derselben Basis operieren sozialwirtschaftliche Steuersysteme. Die Solidarität der Ungleichheit auf gemeinsamer Interessenbasis schafft allerdings für die besonders ausgebildeten Feuerwehrleute gegenüber anderen Formen der gemeinschaftlichen Selbsthilfe eine Sichtbarkeit, die sie für besondere Beachtung und wegen ihrer Gefährdung für Respekt ausweist. Im 18. und in Teilen des 19. Jahrhunderts entstand daraus zunächst aber noch keine Distanz zum Rest der Bevölkerung. Die technische Situation machte vielerorts nach wie vor alle zu einem Teil des brandbekämpfenden Kollektivs, über die Spezialisten hinaus: Dort, wo sich kein Gewässer in der Nähe befand, war auch die trainierte Pumpmannschaft immer noch auf Zuarbeit durch andere Mitglieder der Gesellschaft angewiesen. In der Eimerkette – die ja eigentlich zwei Ketten sind, eine mit gefüllten Eimern zur Pumpe hin, und mit leeren Eimern zurück – reihten sich auch Frauen und Kinder ein.<sup>21</sup>

Es gehörte in der frühen amerikanischen Republik anscheinend zum System der Tugenden eines freien Bürgers, seinen Einsatz für die Gemeinschaft durch aktive Mitgliedschaft in einer der zahlreichen und relativ unkoordiniert in den Städten, später auch auf dem Land gegründeten Feuerwehren zu dokumentieren. Wer in seiner Gemeinschaft etwas gelten wollte, schloss sich einer Feuerwehrtruppe an. David K. Hart and P. Artell Smith haben in diesem Zusammenhang den Begriff der ›Wertschätzungswürdigkeit‹ (*fameworthiness*) geprägt<sup>22</sup> – die aufgeklärte Bürgergesellschaft, unterwegs zur republikanischen Demokratie, definierte sich über die Leistung ihrer Bürger für das Gemeinwohl. Ganz und gar altruistisch dürfte die Motivation nicht gewesen sein: Wer sich der Wertschätzung seiner Zeitgenossen als würdig erwies, konnte auf die Übertragung wichtigerer Ämter hoffen. Unter den Freiwilligen Feuerwehrleuten der Periode befinden sich, dieser Logik folgend, viele der sogenannten Gründerväter der Republik, darunter die späteren Präsidenten George Washington<sup>23</sup> und Thomas Jefferson sowie der erste Finanzminister, Alexander Hamilton. Zum mythischen Schutzheiligen der amerikanischen Feuerwehrleute aber wurde der Drucker, Erfinder und spätere Diplomat und Staatsmann Benjamin Franklin, dessen Anteil an der Gründung der ersten Freiwilligenkompanie in Philadelphia 1736 von Schulbuchgeneration zu Schulbuchgeneration im 19. und frühen 20. Jahrhundert entsprechend immer größer und seine Figur heldenhafter wurde. Ein vielfach reproduziertes Gemälde aus dem späteren 19. Jahrhundert zeigt ihn in der Lichtgebung einer Christusgestalt und mit dessen mildem Erlöserlächeln sowie dem typischen Feuerwehrhelm, der allerdings erst über hundert Jahre später eingeführt worden war.<sup>24</sup>

Dass die Hilfeleistung in Feuersnot von der gegenseitigen Selbsthilfe auf eine Dienstleistung für alle ausgewei-

tet wurde, bedeutete nicht notwendig, dass die Freiwillige Feuerwehr-Kompanie als Institution an die Gemeinde übergang. Die Freiwilligen erhalten zwar häufig Zuwendungen von ihrer Kommune, finanzieren sich aber zum Teil bis heute mehrheitlich selbst und über private Sponsoren sowie Festveranstaltungen, bei denen Geld gesammelt und z.B. durch Bewirtung eingenommen werden kann. Die kommunale Rekrutierungs- und Finanzierungssituation seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hebt zwar Klassenunterschiede nicht völlig auf, schafft aber eine Nähe zwischen Bürgern und ihrer Feuerwehr, die so zwischen der Ebene des Normalen und der des Heroischen bis dahin nicht existiert hatte. Heroisches Handeln wird als zumindest potentiell republikanische Selbstverständlichkeit sichtbar. Was in dieser frühen Phase des Freiwilligen Feuerwehrwesens der USA und ab ca. 1835 auch in Deutschland zu sehen ist, ist die Bereitschaft des nach politischer Macht strebenden Mittelstands aus Handwerkern und Bürgertum, in Bezug auf die Sicherheit einer republikanischen und demokratischen Gesellschaftsordnung in Vorleistung zu gehen. Es handelt sich im Prinzip um eine syndikalistische Selbst-Ordnung, die gesellschaftliche Hierarchien zugunsten ideeller Ziele temporär überwindet.

Im 18. Jahrhundert etablierte sich auch die aufgeklärte Idee der Humanität, nach der jeder Mensch ein Recht auf Hilfe durch die Gemeinschaft hat. Lebensretter, besonders, wenn sie aus den einfachen Schichten stammten oder sogar noch Kinder waren, wurden gefeiert und ausgezeichnet. In diese Stimmung passten freiwillige Männerbünde, die sich der uneigennütigen Hilfeleistung für die Gemeinschaft verschrieben hatten.

Das Freiwillige Feuerwehrwesen schafft dabei nicht an sich schon Heldentum. Die Mitglieder sind sozusagen Helden in Bereitschaft, und das weniger als Einzelne denn als

Kollektiv: Feuerwehrdienst ist Teamarbeit. Das wird in dieser Frühzeit der Feuerwehrkompanien schon durch die technische Entwicklungsstufe bedingt: Die verbreitetste Form der *Engine* in dieser Phase sind Doppelhubkolben-Handdruckpumpen, für deren Betrieb Hebelstangen seitwärts oder an den Kopfen der Fahrzeuge angebracht sind bzw. eingesetzt werden können. Ihr Betriebssystem schafft die Grundlage für den nach wie vor verbreiteten Mythos, Feuerwehr sei nur etwas für kräftige Männer. Die *Pumpers* erfordern nämlich einen erheblichen und über längere Zeiträume nur von einer größeren Gruppe sich immer wieder gegenseitig ablösender, kräftiger Männer zu bewältigenden, koordinierten Kraftaufwand. Schließlich muss gleichzeitig Wasser über das Strahlrohr (engl. *nozzle*) auf das Feuer aufgebracht und aus dem Reservoir, der Wasserleitung oder aus dem Tank einer anderen *Engine* angesaugt werden.

Das Prinzip der koordinierten Teamleistung auf der Basis von Oberkörperkraft und Ausdauer gilt in ähnlicher Form auch für die beiden anderen frühen Einheitsformen, die *Hose Company* – eine große, fahrbare Schlauchhaspel, die z.B. zwei oder mehr Pumpen zur Wasserförderung über größere Wegstrecken verbindet – und die *Hook and Ladder Company*, die mit ihren Leitern und Einreißhaken auf Objekte klettert, Entlüftungsöffnungen zum Abzug heißen Brandrauchs schafft und gegebenenfalls auch Zugänge durch Fenster, Türen oder Wände bricht, um Menschen und Sachwerte zu retten sowie Feuer besser bekämpfen zu können.

Die gemeinsame körperliche Leistung verbindet junge Männer über Klassenbarrieren hinweg, wie überhaupt das Klassensystem zumindest in der Theorie in den Freiwilligenverbänden aufgehoben war. Die Konzentration der Feuerwehrarbeit auf Kraft und Ausdauer bevorteilte vor-

dergründig Arbeiter und Handwerker; Einsatztaktik, Führung und Koordination erforderten aber auch Intelligenz. Gemeinsamkeit stiftete vor allem das Bewusstsein ihrer Nützlichkeit im republikanischen System. Daraus generiert sich allerdings nicht nur republikanische Kommunalität, sondern schnell auch ein exklusiver Männlichkeitskult, der einigen Feuerwehren bis heute nachhängt, wo sich das Verhältnis von Kraft zu Intelligenz zuungunsten der Letzteren verschoben hat.

Das Männerbündische macht die Mitgliedschaft in einer Freiwilligentruppe zu einer Sehnsuchtsformel auch jenseits des republikanischen Geistes. Den Feuerwehren beschert das Wartelisten für Mitgliedschaften, und damit neben den Mitgliedern auch Mitläufer im doppelten Wortsinne: Da die Einsatzfahrzeuge in dieser Phase von Hand zum Einsatzort gezogen werden, können sich auch Nicht-Mitglieder und Aspiranten zumindest beim Ziehen nützlich machen, was ihre Chancen auf Mitgliedschaft erhöhte. Zur Sehnsuchtsformel gehört auch die gemeinsame Kluft: Die Mitglieder einer Truppe sind zumindest bei Übungen an ihren Uniformen zu erkennen. In der Alarmierungssituation stellt sich dann die Frage, ob die Zeit zum Umziehen reicht, so dass auf manchen frühen Darstellungen sehr gemischte Gruppen die Handdruckpumpen zum Einsatzort ziehen. Schon aus dieser Phase rühren die diversen Kompanieabzeichen an den Hut- bzw. Helmfronten, die bis in die Gegenwart in vielen Feuerwehren der USA als wichtiges Erkennungs- und Identitätsmerkmal behandelt werden.

Die Kollektivität der Feuerwehreinheiten mit ihren internen Mentorensystemen und ihren auf Wertschätzung aufbauenden Sinnstiftungsstrukturen laufen von Anfang an gegen die Tendenz in der Presse und in literarischen Jugendschriften auf, heroische Einzelleistungen herauszustellen und zu feiern. Das exemplarische Vorbild funktio-

niert aber eher, wenn es als Rollenextension im Alltag, aus der normalen Bürgerschaft heraus und außerhalb der Rettungsdienste angesiedelt ist – für diese ist aufgrund ihres Trainings und ihrer Funktionsbeschreibung in der Gesellschaft der für andere außergewöhnliche Akt Teil ihrer Rolle und Element ihrer (über-)lebensnotwendigen Teamarbeit. Darüber hinausgehende, von Presseberichten und Abenteuer texts inspirierte Einzelaktionen tendieren dazu, sich gefährlich auszuwirken. Sie schaffen eine scheinbare Logik der Aufopferung, wenn besonders jüngere Feuerwehrleute auf der Suche nach Heldenruhm klassischer Prägung Ausbildungsregeln missachten und dadurch sich selbst und andere in Gefahr bringen.

### 3. Die Professionalisierung des Heroismus im 19. Jahrhundert

Waren die Freiwilligen Feuerwehren in den ersten Jahrzehnten der jungen Republik ein wichtiger Teil der demokratischen Kultur, so verändert sich das Bild ab den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts dramatisch. Auf dem Land breitete sich das freiwillige Feuerwehrwesen weiter aus und bezog dort auch weiterhin alle Kreise der Gesellschaft ein. In den schnell wachsenden Städten aber veränderte sich die Stimmung. Der Respekt der Gesellschaft, der den ursprünglichen Freiwilligenverbänden entgegengebracht wurde, und die häufig auch materielle Unterstützung, die aus ihren *Fire Houses* in vielen Fällen recht gemütliche Aufenthaltsorte gemacht hatte, hatten Nachwuchskräfte angezogen, deren Motivation eher mit diesen Vorteilen zu tun hatte. Aus ihrer Sicht war die republikanisch organisierte Gesellschaft bereits eine Selbstverständlichkeit. Den Respekt des Bürgertums hielt diese jüngere Generation für ähnlich selbstverständlich, waren sie doch bereits mit Heldenerzählungen tapferer Feuerwehrleute aufgewachsen. Paraden in bunten Uniformen mit den aufwändig verzierten ›*Masheens*‹ und viele Anlässe zum Feiern sorgten für Attraktivität der Freiwilligenkompanien für junge Leute, die eher auf Show als auf Einsatz aus waren.

Die Bereitschaft zum Einsatz und die Bereitschaft, sich der damit verbundenen Gefahr für Leib und Leben auszusetzen, wurden vermehrt bereits an sich für den Ausweis von Heldentum gehalten. Monetäre Zuwendungen aus den Stadtkämmereien und Geschenke aus der Bevölkerung erhielten aus Sicht dieser Feuerwehrleute, die nach und nach auch in Führungsebenen aufstiegen, den Charakter von Naturalabgaben bzw. Tributzahlungen, die für ein zustehendes Recht gehalten wurden, und die sie gegebenenfalls

einforderten. Zahlreiche gerade jüngere Feuerwehrleute ohne eigene Familien hatten sich zudem in den Gerätehäusern mehr oder weniger permanent einquartiert und lungerten zwischen Einsätzen auf der Straße herum, zum Missfallen der ›ordentlichen‹ Bürger, die ihrer Arbeit nachgingen.<sup>25</sup>

Ein weiteres Problem, das sich aus dieser Situation entwickelte und ungünstig auswirkte, lag in der Tatsache begründet, dass in den meisten Städten die Freiwilligeneinheiten von der Basis aus und ohne systematische Aufsicht oder Rücksicht auf stadtgeographische Ordnung gegründet worden waren, so dass sich an manchen Orten Feuerwehrhäuser ballten, während andere Viertel und Regionen unterbesetzt blieben. Im Alarmfall konnten sich deshalb Einheiten im Wortsinne in die Quere kommen. Der Regelfall war natürlich Kooperation, es entwickelte sich aber auch eine Praxis von Wettrennen, wer zuerst am Brandort sei. Diese Praxis wurde noch in dem Maß befördert, in dem Feuerversicherungen Prämien an die Einheit zahlten, der es gelungen war, einen größeren Schaden bei Versicherten zu verhindern. Dadurch wurde ein ökonomischer Anreiz geschaffen, der dem solidarischen Ansatz der Freiwilligen Feuerwehr eigentlich zuwiderlief und Wettbewerb beförderte.

Bei knappem Ausgang der Rennen gab es entsprechend – und damit durchaus im Einklang mit der kapitalistischen Praxis in anderen Wirtschaftsfeldern – Fälle gegenseitiger Behinderungen, Schlägereien zwischen den Mitgliedern und Mitläufern, und sogar Sabotageakte wie das Blockieren von Wasserzugängen, oder die Zerstörung von Schlauchleitungen. Häuser brannten deswegen ab. Aber auch die Praxis der Kooperation von Einheiten konnte durch sinnloses Konkurrenzverhalten unterlaufen werden. Waren mehrere Handdruckspritzen hintereinander aufgestellt, um Wasser



über eine lange Wegstrecke zu fördern, versuchten manche der Pumpmannschaften entweder die in der Strecke hinter ihnen liegende *Engine* leer zu pumpen oder die nächste in der Kette zum Feuer zum Überlaufen zu bringen. In beiden Fällen wurde der Wasserfluss dadurch unterbrochen.

Das generelle Helden-Image litt zunächst nur bedingt unter diesen Wettkämpfen und sonstigen Rangeleien. Das amerikanische frühe 19. Jahrhundert kannte und konsumierte betont raubeinige, laute und gewalttätige Männlichkeit als gesellschaftlich weitgehend akzeptierte Ausdrucksform und legitime Komik. Lieder und Theaterstücke feiern zum Teil auf historischen Personen aufbauende Waldläufer und Indianerkämpfer wie Davy Crockett, den Holzfäller Paul Bunyan und Bootsleute wie Mike Fink, die ins Volksheldenformat hyperdimensioniert werden. Aus dieser Tradition entsteht mit dem ständig in Raufhändel verwickelten ›Mose, the Bowery B'hoys‹ auch ein New Yorker Feuerwehrmann, der in den 1850ern Held einer Reihe von komischen Melodramen wurde.

Die Verschiebung des Heldenbildes der Feuerwehrleute vom klassenübergreifend wertschätzungswürdigen Bürger zum rauflustigen und trinkfesten Straßengangmitglied weist auf eine weitere problematische Entwicklung. Die Freiwilligenkompanien verloren hierdurch in den Städten nämlich viele der Mitglieder aus der wirtschaftlichen und intellektuellen Oberschicht. Über die Gründe gibt es wenig Datenmaterial; es ist aber anzunehmen, dass diese die soziale Entwicklung ihrer Einheiten nicht mehr mittragen. Wesentlich häufiger wird aber sichtbar, dass die Anforderungen der Berufswelt Mitte des 19. Jahrhunderts für diese Schicht bereits eine effektive Dreiteilung zwischen Beruf, Familie und Feuerwehr nicht mehr zuließen. Die Klassengesellschaft und die kapitalistische Produktionslogik kooperierten in der Erosion des syndikalistischen Projekts

Feuerwehr. Falls noch Zeit für Muße und Hobby blieb, wurde diese zunehmend in kulturelle Aktivitäten und Erholung investiert. Gleichzeitig sorgte der steigende Konkurrenzdruck im Wirtschaftssystem dafür, dass Männer in Führungspositionen, aber auch für Produktionsprozesse besonders wichtige Spezialisten und Arbeiter, bei Feueralarm von ihren Firmen nicht mehr freigestellt wurden. Die Produktionsprozesse brauchten ›Helden der Arbeit‹, als die sie in logischer Konsequenz in zeitgenössischen Artikeln auch dargestellt werden.<sup>26</sup>

Vor dem Hintergrund dieser Situation begann um 1840 eine über Jahre an Moment gewinnende Kampagne von Versicherungsagenten und Firmenbesitzern, die zum Ziel hatte, in den Städten die Freiwilligenverbände aufzulösen und durch von der Allgemeinheit zu bezahlende Berufsfeuerwehren zu ersetzen. Es ist nicht im Einzelnen nachweisbar, inwieweit es sich um eine konzertierte Aktion gehandelt hat, aber es fällt auf, dass nahezu zeitgleich in den meisten größeren Städten ähnliche Beschwerden über die Freiwilligenkompanien laut wurden.<sup>27</sup> Boston, eine der ersten Städte bei der Einrichtung der Freiwilligenverbände im 18. Jahrhundert, war wieder eine der ersten Städte, die reagierten und ab 1836 eine strengere hierarchische Ordnung unter einem von der Stadt eingesetzten *Chief of Department* einführten.

Der Hauptvorwurf an die Freiwilligen ist nicht das zunehmende Rowdytum, sondern dass sie durch mangelhafte Disziplin und Konkurrenzverhalten untereinander ineffizient geworden seien und man sich insofern nicht mehr auf sie verlassen könne – ein Sündenfall, den die zunehmend auf Effizienz orientierte Wirtschaftsordnung nicht vergeben kann. Hinzu kommt, dass in den rapide wachsenden Städten neue Viertel durch die ortsfesten Freiwilligenkompanien nicht mehr oder mit den handgezogenen Spritzen

nur mit erheblicher zeitlicher Verzögerung erreicht werden können. Das führt zum Beispiel in Pittsburgh 1845 zu einer entsprechenden Ausbreitung des Feuers und Erhöhung der Schäden.<sup>28</sup> Ein Betrieb mit pferdegezogenen Fahrzeugen setzt aber die permanente Präsenz von Pferdeknechten voraus, was wiederum mit dem Selbstbild und der Natur der traditionellen Freiwilligkeit mit ihrer Anwesenheitspflicht nur zu Übungen und im Einsatz nicht gut vereinbar ist.

Über einen Zeitraum von etwa fünfzehn Jahren werden die Freiwilligenkompanien zum Ziel von massiv anschwellender Kritik aus Presse und Wirtschaft. Dem haben die von den Mitgliedern aus der gesellschaftstragenden oberen Mittelschicht weitgehend verlassenen Freiwilligen nicht viel entgegenzusetzen. Die Rolle der Politik ist zwiespältig – viele Stadtoberhäupter sitzen auf ihren Machtpositionen unter anderem wegen ihres Rückhalts unter den Feuerwehrleuten, die z.B. in New York ein nicht zu unterschätzendes Gewicht haben. Das verleitet zum Machtmissbrauch: William M. »Boss« Tweed, legendär für Ausmaß und Grad der von ihm verantworteten Korruption im daran ohnedies nicht armen New York, benutzte die von ihm mitgegründete *Americus Fire Company No. 6* als Sprungbrett seiner Karriere. Das Symbol der *Big Six*, ein fauchender Tiger, blieb sein Markenzeichen.

Wie meistens schlagen sich die politischen Eliten aber letztlich auf die Seite der Wirtschaftsinteressen. Dass der besser situierte Bürger sich nicht mehr ohne Weiteres von den Feuerwehrleuten einbinden ließ, lässt eine Harrison & Weightman-Karikatur vermuten (Abb. 1) – die Schlauchlänge reicht nicht, der Feuerwehrmann fordert den mit Gehstock, Zigarre und Monokel als der Oberklasse zugehörig gekennzeichneten Bürger auf, das Strahlrohr zu übernehmen, allerdings unhöflich und im Substandard,

The Fireman, N°3.



Published according to Act of Congress in the year 1852, by Henry H. Harrison in St. N. W. Washington, under the Act of Congress of the 27th of March of the Eastern District of Pennsylvania.

Near a Fire.

*Say! Just hold this while I fetch another Section, will you. (Likely?)*

Abb. 1: Harrison & Weightman: *The Fireman. No. 3, Near a fire. Say! Just hold this while I fetch another section, will you. (Likely?)*. Lithographie, o.J., 19,3 × 14,3 cm (Bildgröße), 32,2 × 25,8 (Blattgröße). Library of Congress Prints and Photographs Division Washington.

und schon insofern mit wenig Aussicht auf Erfolg. Dabei konnte das Publikum sich erinnern, dass in den ›Mose‹-Melodramen die Position an der *Nozzle* für Feuerwehrleute eine Auszeichnung war.

Im Zeitraum von 1855 bis 1865 lösen alle größeren Städte in den Vereinigten Staaten ihre vielen und verstreuten Freiwilligen Feuerwehrkompanien auf und führen ein von der Stadtverwaltung kontrolliertes System professioneller Einheiten und Standorte ein. Feuerwehrhäuser und Fahrzeuge werden von den Städten übernommen oder angekauft, manchmal von den Freiwilligen ihrer Stadt übereignet oder gestiftet. Nur vereinzelt gibt es Widerstand und Sachbeschädigungen. Um den Übergang politisch reibungslos zu gestalten, werden zudem in viele der neu geschaffenen Führungs- und Koordinationspositionen geeignete Männer aus den Reihen der aufgelösten Freiwilligen berufen. Mit dem Übergang vom Altruismus der Freiwilligen zur bezahlten Berufstätigkeit ist aber – wenigstens nach konservativem Verständnis – eine Identifizierung von Feuerwehrleuten als Helden eigentlich nicht mehr haltbar. Das Verhältnis der Feuerwehrleute zu der von ihnen geschützten Gemeinschaft wird zur Dienstleistung verschoben.

Die Kosten der Umstellung wurden wie selbstverständlich auf die Gemeinschaft umgelegt, wodurch wieder hauptsächlich die Geschäftswelt profitierte. Cincinnati, das als erste Stadt 1855 auf eine Berufsfeuerwehr umstellte, kosteten die neuen Angestellten 90000 Dollar, das Dreifache dessen, was der Stadtkämmerer hatte für die Freiwilligen aufwenden müssen.<sup>29</sup> Dass wegen dieser zusätzlichen Kosten keine größeren Proteste aktenkundig wurden, ist eine der Eigenartigkeiten, die im Kontext der Umstellung auf das Berufsfeuerwehrsystem anfallen. Man kann daraus schließen, wie groß die Verunsicherung der Bevölkerung in Bezug auf die Verlässlichkeit und Effektivität ihrer Freiwilligen

ligen nach der jahrelangen Kampagne der Versicherer und Firmeninhaber gewesen sein muss.

Die zweite Merkwürdigkeit ist, dass es trotz dieser Kampagne gelingt, das Stereotyp von den heldenhaften Feuerwehrleuten auf die ›Neuen‹ zu übertragen. Der Neuanfang ist im Wesentlichen einer der Technologien und der Strukturen – diese werden hierarchisch durchorganisiert und bürokratisiert, was heroischen Mustern widerspricht. Das Personal bleibt dagegen zum Teil gleich: Die Übernahme ganzer Freiwilligenkompanien ins professionelle Dienstverhältnis in manchen Städten bevorteilte einen Transfer des heroischen Status, zumal natürlich nur Männer angeheuert wurden, die nicht belastet waren. Dahinter stand Notwendigkeit: Die neu Angeworbenen mochten leistungswillig sein, es fehlten aber Ausbildungssysteme. Auch die Freiwilligen hatten im Wesentlichen aus der Erfahrung gelernt und diese von einer Generation zur nächsten weitergegeben. Das ließ sich in der neuen Struktur fortführen, wodurch die verbliebenen, nun ehemals Freiwilligen, gleichzeitig wieder an Status gewinnen konnten. Ihnen wurde unterstellt, sie seien die Disziplinierten, Brauchbaren und Verlässlichen; in diesem Sinne war auch der angenommene Heroismus aus der Frühzeit der Freiwilligkeit in die professionelle Periode übertragbar. Dem gegenüber mussten sich viele der ›Neuen‹ erst bewähren, wobei die Messlatte hoch lag.

Das galt in mehrfacher Hinsicht. Da die Städte keine hohen Löhne zahlen wollten und konnten, wurde eine Menge Stellen in den nächsten Jahren an genau das Bevölkerungssegment vergeben, das sonst bei Stellenbewerbungen häufig leer ausging, nämlich Einwanderer, von denen es gerade in den fünfziger Jahren infolge der Auswanderungswellen nach den geschlagenen Revolutionen von 1848/49 und der Hungersnot in Irland ein Überangebot

gab. Deutsche und vor allem irische Migranten fanden sich vielerorts mit Schildern konfrontiert, die mit *Help Wanted. Kein Deutscher* und *No Irish Need Apply* deutlich machten, wie beliebt sie auf dem angloamerikanischen Arbeitsmarkt waren. Die bis in die Gegenwart und zu den Dudelsack spielenden *Marching Bands* stark irisch geprägten Traditionen der Berufsfeuerwehren lassen sich aus dieser Phase und Einstellungspraxis herleiten. Heute sind diese Traditionen als Folklore positiv besetzt, ursprünglich waren sie es nicht. Im Gegenteil: Die irischen Straßenbanden waren in manchen Städten während der Freiwilligenperiode oft in regelrechte Kämpfe mit den Feuerwehren verwickelt gewesen, ihre Integration in die Berufseinheiten und erst recht ihr Anschluss an den Heldendiskurs ist also keineswegs eine Selbstverständlichkeit.<sup>30</sup> Was neben der Übernahme von Freiwilligen hilfreich gewesen sein mag, war der Einsatz irischer Soldaten für die Union im amerikanischen Bürgerkrieg, in dem zum Beispiel die als *Irische Brigade* bekannte und vor allem aus New Yorker Regimentern bestehende Einheit wiederholt durch Mut und Durchhaltevermögen aufgefallen war. Ihre Veteranen trafen sich in der neuen New Yorker Feuerwehr mit ehemaligen Mitgliedern der *Fire Zouaves* (11th und 73rd New York Volunteer Infantry), Regimentern, die 1861 aus Mitgliedern der Feuerwehr rekrutiert worden waren.

Hierzu passt, dass mit der Umstellung der Kompaniestrukturen mit dem bis heute verwendeten sogenannten Malteserkreuz (Abb. 2) auch ein neues Abzeichen eingeführt wurde, das zugleich das Abzeichen des 6. Armeekorps der Union und des mittelalterlichen Ritterordens aufnahm und deren Qualitäten für den neuen Feuerwehrdienst reklamierte.<sup>31</sup> Das Malteserkreuz, die Lederhelme mit dem langen Nackenschild, eine stilisierte Leiter und interessanterweise nicht das wasserführende Strahlrohr,



Abb. 2: Maltese Cross des Santa Clara, Oregon, Volunteer Fire Department.

sondern die für das Auf- und Durchbrechen von Türen und Wänden benötigte Axt erscheinen in der Folge in der heroischen Emblematis der Feuerwehr in wechselnder Anordnung und Prominenz, aber häufig zusammen.

Ob Einwanderer oder Alteingesessene: Die durch die Arbeitszeiten mit ihrem Tag und Nacht abdeckenden Schichtbetrieb aufgezwungene Lebensform in den Feuerwehrhäusern erweiterte das aus der Freiwilligenzeit schon bekannte Bild der männerbündischen Gemeinschaft um einen dritten Faktor, der als positiv und sympathisch vermittelt werden konnte. Aus den sich in ihren Schichten immer wieder treffenden und aufeinander angewiesenen Männern wurden zweite Familien aus Kameraden: *Brothers*, Brüder – bis heute eine vielfältig anzutreffende Referenz-, wenn auch nicht mehr häufig genutzte wechselseitige Anredeform amerikanischer Berufsfeuerwehrleute.

Zum brüderlichen Familienbild gesellt sich eine väterliche Komponente: Gießereien der Periode bieten in der Phase der Stadtverschönerung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nicht nur klassische Formen, Standbilder von Unions- und Konföderationssoldaten zum Gedenken an den Bürgerkrieg oder Monumente populärer



Politiker an, sondern auch Feuerwehrleute, wahlweise mit dem VFD-Abzeichen der *Volunteer Fire Departments* am Helm und speziell in dieser Variante und als älterer Mann mit Bart auch gerne in christophorischer Funktion mit einem Kleinkind auf dem Arm (Abb. 3). Der Feuerwehrmann als rettender Held wird in der Ikonographie seit der Umstellung auf Professionalisierung ein häufig verwendetes Motiv.

Die Verbindung von Rettungsheldentum und christlichem Schützermotiv steigert allerdings die bereits vorhandene Aufopferungslogik weiter Richtung Lebensgefahr: Der Feuerwehrmann wird weniger über die Schutz- und Hilfsfunktion definiert, die ihm in der zeitgenössischen Praxis in dieser Phase zusätzliche, über das Löschen von Bränden hinausgehende Aufgaben bei Wassernot, Unfällen und sonstigen technischen Hilfeleistungen zuweist, sondern über den verhältnismäßig seltenen Extremfall der Menschenrettung. Zudem wird diese salvatorische Funktion in Anlehnung an bekannte christliche Kirchenlieder wie das »Abide With Me« des *Evensong*<sup>32</sup> vor allem auf Hilfe für die Hilflosen hin imaginiert, also Frauen und (Klein-)Kinder. Deren Rettungsbedürftigkeit ist sozial unkontrovers; sie kann auch als Argument für die Notwendigkeit der relativ hohen Kosten für eine Berufsfeuerwehr oder der Ausrüstung der Freiwilligen verwendet werden. In diesem Fall sind sich dann Kostenträger und Wehr in der Regel einig. Die katholische Verwurzelung der irischen Feuerwehrleute wirkt in die gleiche Richtung. Aus der propagandistischen Notwendigkeit der öffentlichkeitswirksamen Erklärung für die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die Mittel- und zum Teil auch schon Kleinstädte ausgreifende Professionalisierung<sup>33</sup> entsteht so in den USA ein zusammenhängendes und geschlossen positives Bild der Feuerwehren.



Abb. 3: Feuerwehr-Monument in Austin, Texas. Foto: Gerhard Schneider.

Es kommt ein vierter Faktor hinzu, der den Übergang zur Professionalität massiv unterstützt: Die Entwicklung funktionierender Dampfspritzen nach 1850 bedeutete, dass eine völlig neue Stufe der Technologisierung erreicht wurde. Es wurden nicht mehr so viele Männer zum Pumpen benötigt, und da das Gewicht der Dampfspritzen ein

Ziehen von Hand ausschloss, musste mit Pferden als Beanspruchung eine weitere neue Komponente eingesetzt werden. Eine Spritze anzufeuern, kostete Zeit – wenigstens sieben bis zehn Minuten. Die Alternative, sie permanent unter Dampf zu halten, erforderte wiederum Einsatz rund um die Uhr. Selbst dort, wo der Kessel nicht permanent unter Dampf stand, waren Pferde in Bereitschaft zu halten, was mit Freiwilligen schlecht möglich ist. Außerdem waren Heizer und Pferde knecht nicht unbedingt attraktive Arbeiten für die Mittelklasse, was weiter zur abnehmenden Attraktivität der Feuerwehr in diesem Segment der Gesellschaft beigetragen haben dürfte. Trotzdem wurden die ersten Dampfpumpspritzen von Freiwilligenkompanien bestellt und betrieben – ein Hinweis darauf, dass sich entweder nicht in Arbeitsverhältnissen stehende junge Männer permanent in den Feuerwehrhäusern ihrer Einheit aufhielten,<sup>34</sup> oder die Kompanien Teilzeitpräsenz einführten.

Dampfmaschinen und industrielles Zeitalter gehören zweifellos zusammen. Gleichzeitig gehört die Vorstellung, dass Technologie Helden verdrängt, ins 20. Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert sind die Faszination neuer Technologie und Heldentum nicht nur kompatibel, sie sind die Grundlage populärkultureller Texte einschließlich des neuen Genres der *Science Fiction*. In der Medienberichterstattung und damit nach und nach in der öffentlichen Wahrnehmung verdrängen die pferdegezogenen Dampfspritzen mit ihrem Mehrwert an Spektakel die handgezogenen Handpumper und ihre Mannschaften. Dass ausgerechnet Cincinnati mit seiner landesweit ersten bezahlten Feuerwehr auch die Heimat der Latta-Dampfspritzenfabrik war, ist dabei vermutlich kein Zufall gewesen.<sup>35</sup>

Es kam auch auf der kulturellen Produktebene darauf an, die Übergänge möglichst positiv zu gestalten, um

die Entfremdung der Bevölkerung von den Feuerwehrleuten in Grenzen zu halten. Die Bilderserie *The Life of a Fireman* aus der Hand des deutschen Einwanderers Louis Maurer für das Verlagshaus des Freiwilligen Feuerwehrmanns Nathaniel Currier (später Currier & Ives) ist eine der meistverbreiteten und deshalb wichtigsten Produktlinien der Periode. Sie zeigt die Umstellungsperiode und die zeitweilige Koexistenz von Handdruckspritzen und Dampfpumpen; sie macht auch bewusst keinen Unterschied zwischen den Gruppen. Diese unterschieden sich ja weder optisch noch in der konkreten Lösch- und Rettungstaktik vor Feuer – Handdruckspritzen und Dampfpumper versorgten Strahlrohre mit Wasser, und zumindest in der Anfangsphase unterschieden sich auch die Pumpleistungen nicht wesentlich. Die damals noch relativ neuen und bis heute das optische Bild der amerikanischen Feuerwehrleute charakterisierenden Lederhelme mit den Frontschilden und dem charakteristischen langen Nackenschutz gegen herabfallende Glut und abtropfende Flüssigkeiten (Abb. 4) wurden von Professionellen wie Freiwilligen beschafft und eingesetzt.

Der letzte, aber sicher nicht der unwichtigste Faktor, der den Übergang zum Berufssystem mit positiven Bildern begleitete, kam aus dem Feld der Populärkultur. In Gedichten und Liedern waren Feuerwehrleute schon seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert gefeiert worden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts kommt als öffentlichkeitswirksame Kraft das Theater hinzu. Die bereits erwähnte populäre Figur von ›Mose, the Bowery B'hoy‹ sah zum ersten Mal 1848 das Innere eines Theaters. Benjamin Bakers *Glance at New York* zeigte eine typische Landpflanze in der Stadt, wo er auf Mose trifft, der mit seinem Freund ›Sykesy‹ zu einer Freiwilligen Feuerwehrtruppe gehört, jederzeit für ein *muss* (eine Prügelei) zu haben ist und alle in der Presse zu dieser

Zeit kritisierten schlechten Angewohnheiten der Freiwilligen in sich vereinigt. Zwar ist er anti-irisch eingestellt, das aspirierte *b'boy* weist ihm aber eine zumindest sprachliche Nähe zu den verachteten Hiberniern zu. Gleichzeitig ist er großzügig, hilfsbereit und im entscheidenden Moment, als er das Baby einer verzweifelten Mutter aus einem Feuer rettet, auch heroisch.<sup>36</sup>

Auf den Erfolg des ersten Mose-Stücks folgten über mehrere Jahre weitere Theaterstücke, Lieder und Kurzprosatexte, und der erste New Yorker ›Mose‹, Frank Chanfrau (dessen Bruder wie der Autor des Stücks einen Hintergrund in der Freiwilligen Feuerwehr hatte), erreichte einen hohen Bekanntheitsgrad. Wesentlicher war aber die doppelte und dabei gegenläufige Wirkung, die von diesen Stücken ausging: Das Stadtbürgertum amüsierte sich und fand sich in seinen Vorurteilen gegenüber den raubeinigen, untereinander kämpfenden und dadurch ineffektiven Feuerwehren bestätigt. Speziell die Jüngeren unter den Freiwilligen dagegen hielten Mose für eine Identifikationsfigur und affektierten Haltung, Aufmachung und Sprachhabitus – was wiederum Wasser auf die Mühlen derjenigen war, die von den Feuerwehrhäusern eine Gefahr ausgehen sahen, durch die junge Männer ins Verderben durch Trinken, Fluchen, Rauchen und Kartenspiel gezogen wurden.

Man kann an diesen Theaterstücken ablesen, wie der Heroismus der Feuerwehrleute an sich nicht in Abrede gestellt wurde, wohl aber ihr Sinn für Disziplin, Ordnung, und Anstand. Solange diese gewährleistet waren, konnten freiwillige wie bezahlte Feuerwehrleute unbedingt als gesellschaftliche Vorbilder dienen. In Samuel D. Johnsons in Boston uraufgeführtem Stück *The Fireman* wird der Status der Feuerwehr nie ausdrücklich erwähnt, es ist aber klar, dass die eigene städtische jüngere Vergangenheit gemeint ist, denn der historische Bostoner Feuerwehrchef (von 1836



Abb. 4: Unbekannter Künstler: *Jack Manley and his gallant New York fire laddies heroically subdue the flames*. Werbeplakat für das Melodrama *The Still Alarm*. Lithographie, Strobridge Lithographing Company, ca. 1887, 60,01 × 51,12 cm. Huntington Library, J. T. Last Collection.

bis 1854) William Barnicoat, nach dem bis heute die *Barnicoat Fire Association* benannt ist, wird gleich eingangs als Garant für eine hierarchisch gegliederte Ordnung unter guter Führung erwähnt. Das Bostoner *Fire Department* war wie erwähnt schon 1837 reorganisiert und professiona-

lisiert worden, nachdem eine Schlägerei in der Broad Street zwischen einer Freiwilligenkompanie und einer irischen Beerdigungsprozession um das Wegerecht für Schlagzeilen gesorgt hatte. In dieser Form ist die Feuerwehr verläSSLicher Partner der Bürger, suggeriert dieses Stück. Alle inner- wie außerdienstlichen Fähnrisse und Probleme sind für den modellhaften Helden bezwingbar. So, suggerieren Figuren und Handlung, sehen gute, heroische Feuerwehrleute aus.

Das viktorianische Zeitalter und seine amerikanische Entsprechung liebten heroische Schaustücke und das Spektakuläre – dass die literarische Periode des sogenannten Realismus in den Werken einiger der wichtigsten Autoren wie Henry James oder William Dean Howells ein Hauptaugenmerk auf psychologische Glaubwürdigkeit und gepflegte Langeweile hatte, lässt gerne vergessen, dass die andere Generalrichtung des Realismus mit allen zur Verfügung stehenden Kräften an der Reproduktion spektakulärer Realität arbeitete. Für das Theater hieß das, einen enormen Aufwand in der Bühnenarchitektur und bei Spezialeffekten zu betreiben, und zwar gerade auch da, wo es um Explosionen, Eisenbahnen und ihre Unfälle oder eben um Brände ging – und damit um Auftritte der Feuerwehr.

Zwischen Johnsons Stück und der noch bis in die Stummfilmphase hinein erfolgreichen ähnlichen Hauptfigur in Joseph Arthurs *The Still Alarm*<sup>37</sup> steht zeitlich ab 1857 Dion Boucicaults auf beiden Seiten des Atlantik erfolgreiches Melodram *The Poor of New York*, dessen Aufführungsgeschichte den Übergang spiegelt und gleichzeitig Anhaltspunkte für die Art liefert, wie die später in viele Stücke auch noch nachträglich eingebauten *Fire Scenes* ausgesehen haben (Abb. 5).

Im fünften Akt zündet der Bösewicht Bloodgood ein Haus an, um ein inkriminierendes Dokument zu vernich-

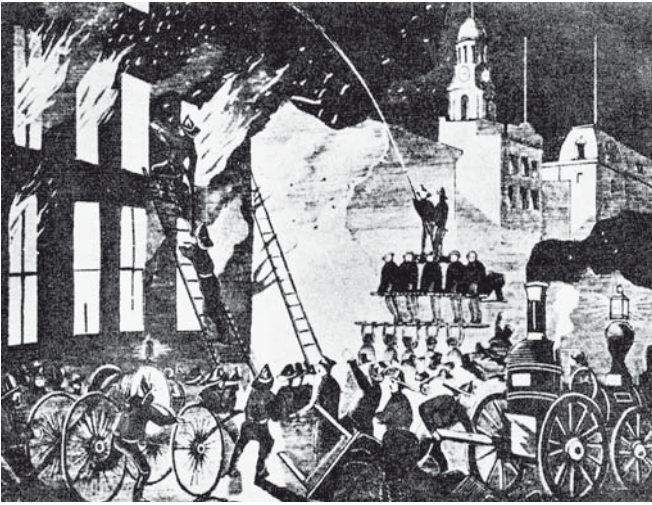


Abb. 5: Unbekannter Künstler: *The Fire Scene* (*The Poor of New York*, Akt V, Szene 2). Harvard Theatre Collection.

ten. In der am häufigsten abgedruckten Form des Stücks von 1858 ist nur vom Gebimmel der herannahenden Feuerwehren die Rede, aber Werbeplakate und Rezensionen späterer Aufführungen und Adaptionen weisen auf eine breit ausgespielte Brandszene, ähnlich aufgebaut wie in den Currier & Ives-Drucken. In Akt II, dritte Szene, der Erstfassung war die Nebenfigur des jungen Dan Puffy noch als im Vergleich zu ›Mose‹ nur leicht komischer Freiwilliger Feuerwehrmann eingeführt worden, der seinen verarmten Eltern nicht zur Last fällt, weil er im Spritzenhaus schlafen kann, und der ein frisch aus dem heißen Ofen geholtes Gedeck nicht loslässt, weil die Mitglieder von *George Washington No. 4* erst aufgeben, wenn die Verbrennungen bis auf die Knochen gehen.<sup>38</sup> Auf dem Plakat ist aber eine Dampfspritze zu sehen, wie es sie in New York 1858 noch



gar nicht gab.<sup>39</sup> Diese Fassung muss also von einer der späteren Varianten stammen. Sie signalisiert zugleich die Wieder-Aufführung der Feuerwehr als kompetenter Kraft, die in quasi choreographierter Form Herr über jedes Feuer wird.

In Joseph Arthurs Bühnenerfolg von 1887 ist der Übergang zur Berufsfeuerwehr längst Vergangenheit. Der junge, aber bereits erfahrene Held mit dem sprechenden Namen Arthur Manley echot nicht nur im Namen Royall Tylers Colonel Manley aus dem ersten rein amerikanischen Bühnenerfolg des späten 18. Jahrhunderts. So wie dieser in seinem Diener Jonathan eine volkstümliche Figur an der Seite hat, wird Arthur von einem knorrigen, aus der Freiwilligenzeit stammenden Veteranen namens Joe Jones unterstützt. Das Stück folgt melodramatischer Konvention: Die Machenschaften der Bösen werden aufgedeckt, die Guten heiraten und werden befördert. Für die Zuschauer mindestens so wichtig, wenn nicht aufregender, waren die Versuche der naturalistischen Wiedergabe einer Alarmkette: Vom ›stillen‹ Alarm über eine Drahtsignalverbindung über das Ausrücken eines Löschzugs samt Pferden und Dampfdruckspritze auf offener Bühne bis zum Lösch- und Rettungseinsatz aus den Fenstern der Bühnenbauten.

Vorbeirasende Dampfspritzen, fahrbare Leitern und Mannschaftsfahrzeuge sind auch ein beliebtes Motiv des frühen Films. Seit 1897 hatte besonders Edison eine ganze Reihe solcher, *Actualities* genannter, zwischen 30 Sekunden und wenige Minuten langer Szenen im Programm, die Besonderheiten des Straßenalltags festhielten. Es ist insofern nur konsequent, wenn die ersten kurzen Spielfilme die theatrale Individualisierung und das kollektive Schaustück kombinieren: Ob die an einem Tag im Herbst 1902 zum Übungs- oder Einsatzort ausgerückten Löschzüge wussten, dass sie unterwegs in Edwin S. Porters für Edison gedreh-

tem und Anfang 1903 in die Kinos gebrachtem *Life of an American Fireman* (1903)<sup>49</sup> sozusagen mitspielen würden, ist ungeklärt geblieben. Der *Fireman* der Studioszenen, auf den sich die Handlung bezieht, ist anders als seine Theaterkollegen nicht namentlich identifiziert, die Handlung ebenso generisch: Der Berufsfeuerwehrmann auf Schicht tagträumt von seiner Familie und rückt dann mit seinen Kameraden aus – die legendäre Rutschstange nimmt von hier aus ihren Weg durch die kulturelle Reproduktionsgeschichte – um eine andere Familie aus einem brennenden Haus zu retten. Der frühe Spielfilm hatte noch gewisse Kontinuitätsprobleme: Die Rettungsszene wird zuerst aus der Studio-Innensicht gezeigt, dann noch einmal von außen, eine Verdoppelung der heroischen Rettung von Kind und melodramatisch auf dem Bett zusammenbrechender Mutter durch Feuerwehrleute. Dass Innen- und Außenszene technisch genauso wenig zusammenpassen wie die an verschiedenen Stellen der Stadt gefilmten Fahrzeuge, scheint die frühen Zuschauer nicht gestört zu haben: Die ersten Spielfilme genossen noch einen höheren Grad an ›Erfindbarkeit‹ – solange dem Publikum klar sein konnte, dass hier dieselbe Szene gemeint war, blieben Abweichungen in Details ohne Konsequenz.

Edisons Konkurrenz von *American Mutoscope & Biograph* zog nach: In einem der Vergnügungsparks von Coney Island vor den Toren New Yorks, *Dreamland*, kombinierten die Vorläufer der Disneyschen *Imagineers* die scheinbare Mimesis der *Actuality* mit dem Melodrama des Theaters in einer Show, die *Fighting the Flames* hieß und in der ein kompletter Löschzug auffuhr. Die Bühne war groß genug, dass darauf eine Straßenszene abgebildet werden konnte, einschließlich einer fahrenden Straßenbahn in voller Größe. Eine lose Folge von als typisch empfundenen, teilweise komischen Straßenszenen mündet in eine

Parade, bei der Feuerwehrleute unter anderem einen alten, schön verzierten Schlauchwagen in der Art der Freiwilligenkompanien ein halbes Jahrhundert zuvor von Hand über die Bühne ziehen. Die Szenerie der erhaltenen Teile des Films, den AM&B von dieser Aufführung in Umlauf brachte, wechselt dann zu einer Brandszene. Viel Rauch steigt aus einer Häuserfront auf – eine pferdegezogene Dampfmaschine fährt auf, Leitern und ein Sprungnetz werden in Stellung gebracht und Menschen retten sich durch Sprünge aus dem scheinbar brennenden Gebäude in das Netz.

Der Anschauungscharakter dieses und vergleichbarer Szenarien im benachbarten Luna Park hat eher etwas von Zirkus als von Theater im engeren Sinne, und natürlich können in einem solchen Kontext einzelne Figuren nicht als Helden entwickelt werden. Dafür sind die Übergänge von diesem Freiluftschauspiel etwa zu der Leistungsschau der *London Fire Brigade* bei der ersten internationalen *Fire Exhibition* 1903 im *Earl's Court* in London fließend, wo zweimal am Tag eine *Great Conflagration Scene* inszeniert wurde.<sup>41</sup> Aus London bzw. von dem 1901 herausgebrachten Film *Fire!* seines britischen Kollegen Williamson hatte sich Porter auch für seinen *American Fireman* inspirieren lassen – hier ist es allerdings ein Mann, der zuerst aus dem brennenden Haus gerettet wird und dann ein Kind. Ein weiterer Mann springt in ein von den Feuerwehrleuten aufgespanntes Tuch.<sup>42</sup>

Es ist die Theatralität des Feuerwehreinsatzes in der ansonsten vergleichsweise befriedeten und mit deutlich abnehmender Tendenz abenteuerlichen Stadt, die den Feuerwehrberuf als aufregend-heroische Alternative erscheinen lässt. Die neuen, spektakulären Technologien und der über die Theaterstücke verbreitete Eindruck choreographierter Kompetenz sorgten für Akzeptanz und ein gemischtes

Gefühl von Abenteuer und Absicherung bei den Zuschauern: Wo im Brandfall solche Helden agierten, brauchte es nur noch eine entsprechende Feuerversicherung, die den von den Feuerwehrleuten eingegrenzten Schaden auffing. Der Arbeitsheld aus dem 19. Jahrhundert wird damit in seiner neuen spezifischen Oberflächenausprägung als professioneller Feuerwehrmann gleichzeitig zum Hüter der Stadt, zur Identifikationsfigur in der schriftlich oder visuell dargebotenen Abenteuergeschichte, und – wieder – zum moralischen Vorbild für die Jugend.

Was allerdings nicht (mehr) heißt, dass die Klassenunterschiede wie bei den ursprünglichen Freiwilligen aufgehoben werden. Werbung für Treibstoffe, Medizin, Nahrungs- und Genussmittel sowie ein nicht unerheblicher Prozentsatz der Spielzeugindustrie<sup>43</sup> richteten sich zwar an die Gesamtbevölkerung bzw. speziell an kleine Jungen. Wenn es allerdings an die Berufswahl ging, blieben die eher handwerklich geprägten Einwanderernachfahren weitgehend unter sich. Verweise auf die Feuerwehr-Mitgliedschaften Washingtons, Hamiltons und Franklins in Schulbüchern dienten nicht mehr der Herausstellung der Integrativität eines alle einschließenden Freiwilligensystems, sondern als symbolische Verkörperungen heroischer Richtwerte, an denen sich auch die Arbeiterschaft zu orientieren hatte.

## 4. Arbeitshelden in einer modernisierten Welt

Die zunehmende Technologisierung und auch ausbildungs-technische Professionalisierung führen zwangsläufig zu einer graduellen Entfernung der Bevölkerung aus der Beteiligung und Verantwortung für die Einsätze der Feuerwehr. Die Mithilfe beim Ziehen der Fahrzeuge war bereits mit den Zugpferden entfallen, der Ausbau funktionierender Wasserleitungsnetze hatte die Eimerketten überflüssig gemacht, der Ersatz der Freiwilligenkompanien durch bezahlte Kräfte in den Städten hatte die Rolle des Stadtbürgertums auf die der Bezahlinstanz reduziert. Die technologischen Sprünge zu den Dampf- und später Motorspritzen und die Ausweitung der Tätigkeiten über die Brandbekämpfung hinaus in den Bereich der technischen Hilfeleistung nach 1900 machte den Feuerwehrmann zum auch für diese Fähigkeiten angesehenen Spezialisten. Die Heldenrolle wurde damit neu kalibriert auf speziell ausgebildetes Personal zugeschnitten. Für ›normale‹ Bürger war sie nur noch jenseits dieser Ausbildungshürde zugänglich. Mit Zeitverzögerung kam diese Entwicklung auch in den ländlichen Gebieten mit ihren weiterhin zahlenmäßig dominierenden Freiwilligen Feuerwehren an und legte die Latte für den Zustieg neuer *Volunteers* höher, was zu einer zunehmenden Teilentrückung führt. Diese ist ein weiteres Resultat der Professionalisierung: Wo Ausbildungspläne und -richtlinien Einzug gehalten haben, werden auch physische und fachliche Eignungstests eingeführt, ergänzt durch regelmäßige Überprüfungen. Die Tätigkeit als Feuerwehrmann wird deshalb gerade Kindern und Jugendlichen als Wunschbild eingespielt, vermutlich auch, um entsprechend geeigneten Nachwuchs zu gewinnen. Allerdings ist zu beobachten, dass viele Feuerwehren – sowohl Freiwillige wie *Career Departments* – traditionell genealogisch

rekrutierten, entweder in direkter oder avunkularer Linie. Einzelne Wehren haben bereits die sechste Generation in ihren Reihen.<sup>44</sup>

Die modernen Feuerwehrleute der ersten zwei Drittel des 20. Jahrhunderts sind Vertreter eines Arbeitsheldentums, in deren rot- und messingglänzender Fassade sich aber in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auch Risse zeigen, die von Werbung und Theaterdonner nicht mehr hinreichend gekittet werden können. Es gab zunächst weder einheitliche Ausbildungs- noch Arbeitsrichtlinien, und die Arbeit im Schichtdienst stellte hohe Anforderungen an die Körper der professionellen Feuerwehrmänner. Mit der zunehmenden Motorisierung und Abschaffung der versorgungsaufwändigen Pferde – Chicago hatte als erste Großstadtfeuerwehr 1923 komplett umgestellt – konnten Freiwillige im Prinzip zwar wieder die gleiche Arbeit machen wie Berufsfeuerwehrleute. Das kam aber nur selten vor; und zwischen den Einsätzen waren die Feuerwehrhäuser der Freiwilligen nicht besetzt. Dafür brauchten die Feuerwehrhäuser der Berufsfeuerwehren nun statt Ställen und einem Heuvorrat Spinde und Küchen für mehrere Arbeitsschichten einer *Fire Company*. Die ersten Berufsfeuerwehren hatten mit nur einer Schicht gearbeitet – die Feuerwehrleute wohnten in den Gerätehäusern oder in der Nähe und hatten einen Tag in der Woche frei.<sup>45</sup> Dieser Zustand wurde nach und nach arbeitsrechtlich untragbar. 1918, als die (nach 1911) zweite Filmversion von Joseph Arthurs *Still Alarm* in die Kinos kam, war auch das Jahr, in dem sich Feuerwehrleute zu einer nationalen Gewerkschaft, der *International Association of Fire Fighters* zusammenschlossen. Zu diesem Zeitpunkt arbeiteten sie in vielen Städten 24-Stunden-Schichten bei einem Stundenlohn von unter einem halben Dollar pro Stunde. Anscheinend reichte die Aussicht auf Heldenruhm auf die lange Sicht allein

nicht aus, um zufriedenzustellen, zumal die Sicherheitslage schlecht und das Unfallrisiko hoch war. Deshalb waren die nachfolgende Kranken- und gegebenenfalls Hinterbliebenenfürsorge für die Feuerwehrleute von essentieller Wichtigkeit.

Gewerkschaften haben in den USA traditionell einen schweren Stand und werden gerne linksliberaler Tendenzen bezichtigt. Die wichtige gesellschaftliche Aufgabe der Berufsfeuerwehren und der heroische Status der Feuerwehrleute hat im Fall der IAFF im 20. Jahrhundert aber dafür gesorgt, dass diese in Affiliation mit dem Dachverband AFL-CIO etwa 80% der Feuerwehrleute vertreten kann. In manchen Staaten der USA ist die Mitgliedschaft sogar vorgeschrieben. Angesichts des Widerstands vieler Arbeitgeber gegen gewerkschaftliche Organisation ist die starke Position der Feuerwehren sicher auch ein Resultat ihres heroischen Ansehens, das sie seit Jahrzehnten an der Spitze der Beliebtheitsskala nahezu unangreifbar macht. Als Arbeitshelden im Rahmen der Normalität, die erscheinen, wann und wo immer eine Notlage eintritt, können die Feuerwehrleute auf Unterstützung hoffen, wo es um Arbeitssicherheit, Ausrüstung und Bezahlung geht – jedenfalls so lange, wie es den jeweiligen Städten, Gemeinden oder Landkreisen nicht gelingt, die dadurch verursachten Kosten als exorbitant und unbezahlbar zu denunzieren.

Der aus diesem Widerstreit der Interessen entstehende Machtkampf zieht sich durch das ganze 20. Jahrhundert. Zunächst gelingt es, in den meisten Arbeitsverträgen ein System mit drei Schichten festzuschreiben – also 24 Stunden Dienst, gefolgt von 48 Stunden frei (die von vielen Feuerwehrleuten für Nebenerwerbsjobs genutzt werden). Dafür beginnt fast sofort der Kampf um die Bezahlung und die Kostenrechnung. Feuerwehrhäuser, die angeblich nicht ausgelastet sind, werden von Stadtverwaltungen gerne

geschlossen – ein Motiv, dass in allen Fernsehserien und vielen Filmen auftaucht und z.B. in dem Kultfilm *Backdraft* (1991) den Rahmen der zugrundeliegenden Kriminalgeschichte bildet. Schichtgrößen und Kompaniestärken werden mit den verschiedensten Begründungen reduziert – von sieben auf sechs, auf fünf, auf vier. In Eugene, Oregon, bestand eine Schicht der auf dem Campus der Universität gelegenen Wache 13 aus genau drei Feuerwehrleuten – im Prinzip nicht genug, um neben einem Fahrer/Maschinisten und einem befehlshabenden Dienstgrad und Beobachter noch einen kompletten Trupp in ein brennendes Gebäude schicken zu können. Entweder müssen also beide zusammen als Trupp vorgehen oder es muss ein weiteres Fahrzeug einer anderen Wache ebenfalls anfahren. Der Druck auf die Feuerwehren wird dadurch nicht geringer, dass sie als öffentliche Helden in der Mitte des 20. Jahrhunderts durch den amerikanischen Erfolg im Zweiten Weltkrieg mit dem Militär größere Konkurrenz als jemals zuvor bekommen. Was Studs Terkel den »guten Krieg« genannt hatte, versorgte die Populärkultur reichlich mit Heldenbildern – in der *New Heroic Comics*-Serie zum Beispiel stehen einer *Cover Story* über einen im Dienst umgekommenen Feuerwehrhauptmann (Sept. 1946) 23 Militärgeschichten über den Zweiten Weltkrieg und aus den Koreakriegsjahren gegenüber.<sup>46</sup>

Auf der Plus-Seite bringen die um 1930 fast überall eingeführten Motorfahrzeuge wieder eine neue und für kulturelle Zwecke interessante Technologie ins Spiel. Die Mischung aus roter Lackierung und den oft auf Hochglanz polierten Chrom- und Messingteilen macht die neuen Fahrzeuge zu glänzend-leuchtenden, geradezu magischen Objekten. Die kindlich-jugendliche Phantasie wird durch eine Mischung aus Technikaffinität und der heroischen Reputation der Besatzungsmitglieder angestachelt; konsequent



setzt eine Reihe von Firmen – die Hersteller von Feuerwehr-Equipment natürlich, aber auch Versicherungen, Produzenten von Kinderspielzeug in Feuerwehr-Formaten und ähnliches – für ihre Werbung auf die Feuerwehrbilder, und dazu auf Kinder, die damit sozusagen sinnbildlich von den Armen der Monumentfiguren der Jahrhundertwende heruntersteigen und eine eigene *Agency* erhalten.

Wie erfolgreich diese Werbung tatsächlich war, ist unklar; auch die sehr materialreiche Masterarbeit des lebenslangen Feuerwehr-Fans und Leiters des Feuerwehrmuseums von Aurora in Illinois, David Andrew Lewis, kann hier nicht weiterhelfen. Die Werbung könnte auch in einem indirekten Verfahren kindliche Identifikationsmuster und Heldenbilder aufgerufen haben, um die eigentlich gemeinten Eltern bzw. überhaupt mittlerweile Erwachsene anzusprechen. Dass Kinder, für die Feuerwehrleute als Projektionsfläche der eigenen (Zukunfts-)Wünsche definiert werden, selbst auf den Werbeträgern oft schon mit Feuerwehrhelmen, manchmal auch ganzen Ausrüstungen abgebildet erscheinen, und dass sie z.B. Spielzeugautos im Feuerwehrformat besitzen, ist offensichtlich. Seit dem späten 19. Jahrhundert wurde so eine ganze Produktlinie für kindliche Heldenspiele geschaffen.<sup>47</sup>

Die auf vielen Bilddarstellungen und Werbeträgern manchmal auch in anthropomorpher Form erscheinenden Dalmatiner sind ebenso wie die den großen Vorbildern nachempfundenen Spielzeugautos ein Verbindungsstück zwischen den teilentrückten Heldenfiguren und der Ebene der Normalbürger. Dalmatiner waren angeblich schon im 18. Jahrhundert als Begleithunde der Kutschen britischer Aristokraten genutzt worden. Die auffällig gefleckten Hunde zogen mit den pferdebespannten Fahrzeugen in der Berufsfeuerwehrperiode in den Häusern ein – die Hunde wurden teils als Maskottchen gehalten, teils dienten sie

dem praktischen Zweck, die Pferde der Dampfspritzen und fahrbaren Leitern vor Beißversuchen streunender Hunde zu schützen. Mit der Einführung der motorbetriebenen Fahrzeuge hätten sie eigentlich wieder verschwinden können – nun hatten sich aber anscheinend viele Einheiten an ihren Hund gewöhnt, und ikonographisch konnten sie aufgrund ihrer Wiedererkennbarkeit emblematische Funktion übernehmen. So erscheint seit 1951 ein Dalmatiner namens Sparky analog zum für die Waldbrandverhinderung zuständigen Bären Smokey als caniner Schutzpatron der Brandschutzerziehung für Kinder im Programm der *National Fire Protection Association*, und auch in nostalgischen Darstellungen von Feuerwachen ist häufig ein Dalmatiner mit im Bild. In der realen Welt gab es 2017 noch genau ein Tier als Einheitsmaskottchen bei der New Yorker Feuerwehr, bei *Ladder 20*. Der Name der Hündin: Twenty.<sup>48</sup>

Im Sinne tayloristischer Arbeitseffizienz sind Maskottchen genauso überflüssig wie täglich geputztes Messing. Sie gehören eher in den Bereich des Unterhaltungswerts, den die Feuerwehren, Professionelle wie Freiwillige, in der modernen Industriegesellschaft haben. Auch ohne Einsatzsignale zieht ein Feuerwehrfahrzeug Blicke an, es ist die Verkörperung von Sicherheit für die Normalbevölkerung und zugleich abenteuerliches Objekt. Auf die Zuschreibung des Heldenstatus reagieren die Feuerwehrleute performativ: Speziell die New Yorker Feuerwehrleute waren traditionell für ihren Eigensinn und ihre Disziplinlosigkeit bekannt und galten als notorische Großstadt-Cowboys. Miriam Lee Kaprow hat dies als eine Frontbildung gegen Versuche beschrieben, die zunehmende Entfremdung der Arbeitsweltlichkeit auch auf die Rettungsdienste zu übertragen.<sup>49</sup>

Feuerwehr bleibt auch im 20. Jahrhundert auf der performativen Ebene immer Theater. Während Feuer-Shows

in Theatern allerdings nach dem grauenhaften Brand im *Iroquois*-Theater in Chicago nie wieder das gleiche Niveau von Popularität erreichten,<sup>50</sup> und Feuerwehr-Filme im Vergleich zu anderen Heldenerzählungen wie Western oder Kriegsfilmen sowohl zahlenmäßig wie in ihrem Kassenerfolg keine großen Spuren hinterließen, blieben Paraden und Live-Shows lokale Publikumsmagnete. Bei den *Fire Department Thrill Shows* in Chicago etwa wurden sowohl historische Fahrzeuge wie die neuesten Geräte vorgeführt, und ähnlich den Coney Island Shows der Jahrhundertwende ein Brand an einer aufgebauten dreidimensionalen Kulisse gelöscht. Karen Kruse erinnert sich auch an Clownerien, und wie sich die Clowns einmal Anfang der sechziger Jahre als Frauen verkleidet darüber belustigten, wie Frauen mehr mit dem Sitz ihrer Haare und ihrem Make-Up beschäftigt wären als mit ihren Einsatzaufgaben, ließe man sie denn in den Feuerwehrdienst.<sup>51</sup>

Gegen diese Art von Vorurteilen und ihrem Ausdruck – wenn auch nicht mehr in der Öffentlichkeit, so doch in der in dieser Hinsicht noch länger hermetischen Welt der männlich geprägten Feuerwehrhäuser – mussten sich Frauen und mussten sich Angehörige von Minderheiten in einem langen und zähen Prozess durchsetzen. Ähnlich wie die gegen den Einsatz von Frauen gerichtete Clownerie gab es im 19. Jahrhundert eine Menge als humorig intendierter Sketche und Bilderbögen z.B. über die *Darktown Fire Brigade*, die aus jedem Einsatz ein völliges Durcheinander macht und der es vor allem an dem fehlt, was auch die Frauen und um 1850 die Freiwilligenverbände in den Städten aus dem Bild gedrängt hatte, und was im Feuerwehr-Heldenbild als unentbehrlich galt: Effektivität.

Erst in dem Maße, in dem maskuline Körperlichkeit wegen der zunehmenden Verwendung elektrischer und hydraulischer Systeme als Faktor an Bedeutung verlor, wurde

zögerlich zugeben, dass auch Frauen effektiv Feuerwehrdienst zu leisten im Stande seien, aber sowohl sie wie die Afrikaner mussten ihr Recht auf Einstellung vielerorts gegen Widerstände einklagen und durchsetzen.<sup>52</sup> Noch bevor Frauen überhaupt unter Beweis stellen durften, dass sie den Anforderungen des modernen Feuerwehrdienstes gewachsen waren, wurden zunächst Afrikaner in die Verbände integriert (vereinzelt seit ca. 1890 in z.B. Los Angeles, flächendeckend erst seit der Gesetzgebung gegen die Rassentrennung in den fünfziger Jahren). 1973 war die Feuerwehrkultur immerhin schon so weit, dass der bekannte Schauspieler Richard Roundtree in dem Fernsehfilm *Firehouse* die Probleme des ersten afrikanischen Feuerwehrmanns in einer Los Angeles *Engine Company* darstellen konnte – und die gleichfalls in L.A. angesiedelte, wenngleich kurzlebige Serie *Code Red* hatte 1981 die erste Frau unter den Feuerwehrleuten, gespielt von Martina Deignan.

Diese kulturellen Produktlinien mit ihren TV-Helden waren der Realität voraus. Die Rassenunruhen der sechziger und frühen siebziger Jahre sahen vielerorts noch mehr oder weniger komplett weiße Feuerwehreinheiten, die in überwiegend von Afrikanern und Menschen zentral- und südamerikanischer Abstammung bewohnten Stadtvierteln in einer Inversion des in der Gesellschaft verwurzelten Rassismus angefeindet und sogar angegriffen wurden.

## 5. Neue Helden in den Vietnamkriegsjahren

Das Foto des Reporters Thomas Franklin, der drei New Yorker Feuerwehrleute dabei beobachtet hatte, wie sie nach den Anschlägen auf die Türme des World Trade Centers eine von einer Yacht am Hafen ausgeborgte US-Fahne an einem aus dem Trümmerberg ragenden Fahnenmast aufzogen, verbreitete sich schnell. Fast ebenso schnell wurde seine Ähnlichkeit zu einem anderen Foto herausgestellt, das der Kriegsberichterstatter Joe Rosenthal im Februar 1945 auf der Pazifikinsel Iwo Jima aufgenommen hatte und auf dem *Marines* und ein Marinesanitäter eine Fahne auf dem Mount Suribachi aufpflanzten. Dass damit Feuerwehrleute zu Marineinfanteristen mutierten, wurde nicht thematisiert; die Verbindung schien natürlich.

Nun bewerben sich traditionell seit dem Bürgerkrieg viele Militär-Veteranen bei den Feuerwehren in den USA. Dass es aber in den siebziger und achtziger Jahren eine deutliche Erweiterung, wenn nicht sogar einen Transfer der Bildersprache des Gefechtsfeldes auf die Feuerwehren und speziell das *Fire Department of New York* gab, lag mit an zwei kulturellen Produkten, die anfangs der siebziger Jahre auf den Markt gekommen waren: an der TV-Serie *Emergency!* und Dennis Smiths *Report from Engine Co. 82*.<sup>53</sup>

Als Smiths *Report* im Sommer 1972 erschien, waren ihm zwei ähnliche Erfolgstexte vorausgegangen: Ballantine Books hatte unter dem Titel *The Best and the Brightest* David Halberstams Kritik der Kennedy-Jahre und vieler Fehlentscheidungen im Zusammenhang mit dem Vietnamkrieg herausgebracht, und Joseph Wambaughs *The New Centurions* über die Arbeit der Polizei wurde sogar auf dem Rücken von *Report from Engine Co. 82* zitiert. Smiths Buch sollte wesentlich erfolgreicher werden, verkaufte weit über eine Million Exemplare und erschien in gekürzter

Form auch noch im Juliheft des *Reader's Digest*. Wie diese beiden Texte gehörte *Engine 82* zum Genre des dokumentarischen *Non-Fiction*-Romans. Diese Gattung erlebte in den USA in diesen Jahren eine kurze Blüte. Sie verband real existierende Personen und Ereignisse in einer in Sprache und Handlungsführung zwischen Tatsachenbericht und Roman angesiedelten Form. *Engine 82* ist im weiteren Sinn ein kulturelles Produkt des Vietnamkrieges. Dieser wird im Text zwar fast nicht erwähnt; er ist gleichwohl als politischer Hintergrund permanent vorhanden.

Die frühen siebziger Jahre heißen bis heute die *War Years*<sup>54</sup> – allerdings nicht unmittelbar wegen Vietnam, sondern weil der New Yorker Oberbürgermeister John Lindsay und *Fire Commissioner* John O'Hagan ausgerechnet zu einer Zeit, als der Bau einer Schnellstraße durch die Südbronx Druck auf dem Wohnungsmarkt ausgelöst hatte und es ohnedies schlechte Perspektiven für die ghettoisierten Viertel in der Bronx und in Harlem gab, einer Studie der wirtschaftslibertären *RAND Corporation* Glauben schenkten, nach der es Einsparungsmöglichkeiten bei der Feuerwehr gab. Ungefähr 50 Feuerwehrhäuser wurden geschlossen, ihre Arbeit auf die übrigen verteilt.<sup>55</sup> Für die Bewohner der besonders strukturschwachen, mit Menschen vollgestopften *Housing Projects*, die in den fünfziger und sechziger Jahren überall auf der Welt als Lösung der Wohnungskrise galten, muss es ausgesehen haben, als überließe man sie ihrem Schicksal. Die Hoffnungen und Wünsche vieler Afrikaner und *Hispanics*, die durch die scheinbar erfolgreiche Bürgerrechtsbewegung gefördert worden waren, erfüllten sich nicht. Unzufriedenheit und Wut richteten sich gegen die einzig greifbaren Vertreter des Systems – Polizisten und Feuerwehrleute. Dass diese gemeinsam als Gegner veranschlagt wurden, lag vielleicht auch noch am Eindruck des Einsatzes von Feuerwehr-

schläuchen gegen friedliche Demonstranten in Städten des Südens wie Birmingham Anfang Mai 1963. Diese in den Medien weltweit verbreiteten Bilder hatten sich ins öffentliche Gedächtnis eingegraben. Dass dieselben Feuerwehrleute sich wenige Tage später geweigert hatten, noch einmal in derselben Form tätig zu werden, erreichte einen weit geringeren Bekanntheitsgrad.<sup>56</sup>

In einem solchen Moment wird sichtbar, warum die Professionalisierung der Rettungsdienste ein Problem werden kann: Freiwillige hätten Befehle, wie sie vom Sicherheitschef von Birmingham, Alabama, kamen, verweigern können. Berufsfeuerwehrleute können sich ihre Kameraden auch nur sehr begrenzt aussuchen. Die Stadt, die sie bezahlt, folgt ihrer eigenen Anwerbe- und Ausbildungsstrategie, und viele Feuerwehren waren bis zum *Civil Rights Act* von 1964 rassistisch segregiert. Unter den Feuerwehrleuten in der Bronx waren insofern kaum Angehörige der Minderheiten, in deren Wohngebieten sie arbeiteten. Sie wurden deshalb als Fremde wahrgenommen. Auch die Wohnviertel waren ethnisch entmischt. Die meisten Feuerwehrleute waren nach wie vor irisch-, deutsch-, oder italienischstämmige Männer, deren Vorfahren vor der Jahrhundertwende eingewandert waren. Ihre Situation hatte sich finanziell verbessert; sie waren weggezogen und pendelten jetzt zur Arbeit. So auch Smith, dessen alte Mutter allerdings noch in der Gegend wohnt und bei der er im Verlauf des Buchs gelegentlich übernachtet.

Ein weiterer Problemfaktor war technisch bedingt: Das durchgehend verbreitete System der Alarmboxen, das die Telefonlinien abgelöst hatte, bedeutete, dass man den dafür vorgesehenen roten Kasten nur öffnen und den Hebel nach unten drücken musste – für manche Kinder eine Methode, Langeweile und Perspektivlosigkeit mit ein paar Minuten Aufregung durch die mit Sirenen und Lichtern anfahrende

Feuerwehr zu bekämpfen. Was als einfach zu bedienende und effektive Alarmierungsform für eine verantwortungsvoll handelnde Bürgerschaft eingeführt worden war, erwies sich nun als eine gleich mehrfach zweckentfremdete Waffe gegen diese Gesellschaft. Als Kinderbelustigung konnte der Alarm eingesetzt werden, als einfaches Sabotagemittel oder sogar als kriminelles Handwerkszeug, wenn durch den Fehllarm von anderen Machenschaften abgelenkt werden konnte. Neben der sinnlosen Abnutzung von Menschen und Material und Wegeunfällen mit Toten und Verletzten liefen Feuerwehren durch Fehllarme auch in die Irre, während ein andernorts gelegtes Feuer Zeit hatte, sich ungehindert auszubreiten.

Dass die Feuerwehrleute, wie Smith es beschreibt, trotz ihrer vorhandenen Einsicht in die Bedingungen ihren Dienst so gut es ging weiter verrichteten und dabei Menschenleben retteten, rückt sie an Heldentum heran, insofern eine Definition des Heroischen als unverwüstlicher Kampf gegen Widerstände keine Aussagen über den Anteil der sozialen Umgebung an diesen Widrigkeiten enthält. Dass sie in diesen Jahren den Kopf hinhielten für eine völlig verfehlte und nur den Interessen der Finanzwelt und einiger Spekulanten dienende Stadtplanung, findet sich bei Smith nur am Rande. Der Name von Robert Moses, dessen *Cross Bronx Expressway* Tausende von Anwohnern aus einem relativ stabilen Stadtviertel in die einkommensschwachen Gebiete verdrängte, fehlt.<sup>57</sup>

Für die Feuerwehrereinheit in der South Bronx, in der Dennis Smith diente, *Engine Company 82*, schufen Raffgier und stadtplanerische Fehler eine Lage, die sich für das Jahr 1970 in 9111 Alarmierungen aufrechnete – das sind mehr als 25 Alarime an jedem einzelnen Tag. Daraufhin wurde seitens der Stadt dekretiert, dass nicht mehr mehrere Einheiten denselben Einsatzort anfahren sollten, zumal wenn



ein Fehlalarm vermutet wurde. So brachte man die Zahl der Einsatzfahrten auf 6377 herunter, erhöhte aber die Gefahr potentieller Brandopfer sowie das Risiko für die anfahrenen Feuerwehrleute, da bei einem größeren Brand eine einzelne Fahrzeugbesatzung schnell an ihre Grenzen kommt und andere Einheiten erst nachalarmiert werden müssen.

Die Brandgefahr war extrem hoch. Der Stadt-Forscher Robert Caro gibt an, innerhalb eines Jahrzehnts seien 80% der Bausubstanz in der Bronx durch Feuer beschädigt oder zerstört worden.<sup>58</sup> In vielen Fällen waren dies, wie Smith gleich im ersten Kapitel beschreibt, von den Hausbesitzern selbst angestiftete Brände, wenn sie die wenig ertragreichen, heruntergewirtschafteten Altgebäude aus dem 19. Jahrhundert loswerden wollten.

Gleich zu Anfang des Buchs kommen bei einem solchen Feuer zwei der drei Handlanger selbst um; einen können die Feuerwehrleute retten. Eine Tat, die umso heroischer erscheinen muss, als die Feuerwehrleute selbst Anschlagziele sind:

Wir sind wieder in der Küche der Feuerwache. Die Männer haben sich nicht die Mühe gemacht, sich zu waschen – mit rauch- und schmutzgeschwärzten Gesichtern sitzen sie vor ihren dampfenden Kaffeetassen. Sie unterhalten sich über die Ironie des Schicksals. Niemand von uns wünscht einem andern den Tod, aber im Augenblick herrscht allgemein die Stimmung: »Du oder ich!« Wir denken an all die leerstehenden Häuser, an die mit Linoleum verdeckten Löcher im Fußboden, durch die wir ins Geschoß darunter stürzen sollten, an die Menschen, die in ihrer Wohnung sterben mussten, weil der Mieter unter ihnen die seine nach einer ehe-lichen Auseinandersetzung angezündet hatte, und an die

Verbrennungen, Verletzungen und Knochenbrüche, die wir bei all diesen Alarmen erlitten haben.<sup>59</sup>

Im Juli 1975 wurde *Engine 82* zu 210 Wohnungs- und Gebäudebränden gerufen. Motivisch werden dabei Erinnerungen aufgerufen an Western der fünfziger Jahre, in denen zahlenmäßig meist unterlegene Kavallerie in feindseliges Indianerland ausrücken muss. *Engine 82* erscheint als Außenposten einer Zivilisation inmitten einer sinnlos aggressiven Umgebung. Das Erlebnis dieser Aggression verknüpft wiederum den 1972 seinem Ende entgegentalmelnden Vietnamkrieg mit der Situation in der Bronx: Die Lage ist kiplingesk; es erscheint als anachronistische Bürde des weißen Mannes, den ungebildeten und deshalb für ihre Aktionen nicht wirklich verantwortlichen Wilden die Segnungen der Zivilisation entgegenzuhalten, und sie vor sich selbst zu schützen.

Der einige Jahre später in die Kinos gekommene Polizeifilm *Fort Apache the Bronx* mit Paul Newman (1981) wurde vermutlich von Smith mitinspiert. Eine Stimm- lage, die dem Daniel Petrie-Film allerdings fehlt und die eine Facette älterer Feuerwehr-Heroik aufnimmt, ist der bei Smith immer wieder angeschlagene Ton christlicher Vergebung, in dem sich Smiths irisch-katholischer Hintergrund manifestiert, den er mit vielen anderen New Yorker Feuerwehrleuten teilt. Als sich zum Beispiel eine Gruppe afrikanischer Kinder zu einem grotesken Chor zusammenrottet und die Männer von *Engine 82* als »pig white motherfucker« besingt, möchte ihnen einer von Smith Kameraden Fußstritte versetzen. Smith kommentiert:

Irgendjemand braucht hier einen Tritt in den Hintern, aber nicht diese Jungs. Sie grölen Sünde, ohne Sünder zu sein, sie bräuchten jemand, der sie liebt und mit ihnen

spricht [...]. Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.<sup>60</sup>

Das wandelt den ohnehin schon heroischen Feuerwehrmann zur Christusfigur, in direkter Fortsetzung der christophorischen Statuen der Jahrhundertwende, und es verstärkt das irisch-katholische Element der städtischen Feuerwehrkultur.

Zur gleichen Zeit waren die Pariser Friedensgespräche über die Beendigung des Vietnam-Konflikts bereits fortgeschritten, von denen sich herausstellen sollte, dass es im Wesentlichen nur noch um einen halbwegs Gesicht wahrenden Abzug der amerikanischen Truppen ging. Militär und Politik verließen die Bühne peinlich diskreditiert. Anders als ihre militärischen Gegenstücke in Vietnam hatten die Feuerwehrleute in der South Bronx ihre Stellungen gehalten. Einer der wenigen konkreten Verweise auf den Krieg kommt von Smiths Frau, die den aufreibenden Arbeitsalltag ihres Mannes mit den Worten kommentiert, in Vietnam sende man die Soldaten nach einem Jahr nach Hause, während er schon fünf Jahre bei *Engine 82* sei.<sup>61</sup> Die Feuerwehren, so lässt es das Buch erscheinen, hielten in christlicher Nächstenliebe an ihren Prinzipien fest, obwohl es genug gab, was sie hätte entmutigen können.

Gleichzeitig wird aus dieser Leistungsbereitschaft, anders als zur Zeit der Freiwilligen vor der Mitte des 19. Jahrhunderts, wenigstens vordergründig kein Anspruch auf Heldentum mehr abgeleitet, nicht einmal der Anspruch auf Respekt und Dank von Seiten der Gesellschaft. In einem programmatischen Statement im hinteren Teil des Buchs klingt eine gewisse Enttäuschung an:

Brandbekämpfung ist eine harte Sache. Die Öffentlichkeit hält den Feuerwehrmann für selbstverständlich, die

Menschen sagen selten ›danke‹, wenn überhaupt, und sie sind selten auf der Seite der Feuerwehr, wenn um Gehälter und Beihilfen verhandelt wird. Romantische Vorstellungen vom Heldentum sind der Stoff, aus dem man Romane macht, aber das wirkliche Heldentum eines Feuerwehrmannes bedeutet schwere Schmutzarbeit. Es findet seinen Lohn, doch der ist nicht materieller Art. Jeder Feuerwehrmann muß ihn sich selbst suchen.<sup>62</sup>

Die hier zum Ausdruck gebrachte Haltung mit ihrer trotzig Insistenz auf das, was seit dem 18. Jahrhundert die Wertschätzungswürdigkeit der Feuerwehrleute ausgemacht hatte – den Dienst an der Gemeinschaft ohne Anspruch auf Belohnung – signalisiert, dass eine Übertragung des oft als ›anti-heroisch‹ bezeichneten Gestus mit seiner unmoralischen, lächerlichen oder absurden Verkehrung des Heroischen,<sup>63</sup> auf die Feuerwehren nicht stattfinden würde. In der modernen amerikanischen Literatur schon seit den zwanziger Jahren verbreitet, hatte Norman Mailers erfolgreicher Kriegsroman *The Naked and the Dead* die groteske Inversion des Heroischen 1948 auch auf die berühmten U.S. Marines ausgeweitet, und die späten sechziger und siebziger Jahre waren sowohl die Zeit des ›Anti-Heroischen‹ in Medien und Kunst wie auch die des absoluten Tiefstandes für klassische Heldentaten. Uneigennütziger Einsatz zur Rettung anderer musste wie eine verbissene Durchhalteaktion wirken. Die Fotografien des New Yorker Journalisten Ira Hoffman, der 1969-71 mit Einheiten des *Battalion 44* mitgefahren war, sprechen eine ähnliche Sprache wie das Buch von Dennis Smith: Stoische Feuerwehrleute machen unerschütterlich ihre Arbeit, obwohl sie vor dem Hintergrund einer feindseligen Umgebung zu verschwinden drohen (Abb. 6). Die Botschaft an die Öffentlichkeit war die gleiche: Feuerwehrleute retten unschuldige

Opfer unter Einsatz ihrer eigenen Gesundheit, sie halten die Stellung gegen schier übermächtige Kräfte, und sie stehen auch in den wenigen Ruhepausen weiter bereit, um jederzeit in den nächsten Einsatz zu starten. Trotz einer Stadtverwaltung, die sich nicht zu kümmern schien und die Interessen des Großkapitals bediente, trotz aller Budgetkürzungen und kaum hinreichender Ausrüstung und Versorgung, und trotz tätlicher Angriffe ausgerechnet aus den Reihen der Schutzbefohlenen, halten die Feuerwehrleute heroisch an der Verpflichtung ihres Ehrenkodex fest. Sie sind damit modellhaft tugendhafte Helden und Vorbilder für eine weiße amerikanische Mittelklasse, der ansonsten nicht viele Vorbilder geblieben waren.

Das heroische Narrativ der *Firefighter* erlaubt Trauer, auch verächtlichen Ärger gegenüber dem ›Staat‹ im Sinne Althusser, aber niemals eine Abkehr vom, oder Kritik am, patriarchalen Republikanismus. Wenn diese Phase heute als die ›Kriegsjahre‹ bezeichnet wird, dann ist das doppelt sinnfällig. Zum einen wegen der Übernahme der Heldenrolle vom Militär. Zum anderen, weil Feuerwehrleute mit einer militarisierten Heldenbildersprache verknüpft werden. Damit ist letztlich auch die Rückkehr des Glorreichen und der heroischen Sinnstiftung in der trotzigen Flaggenzene auf dem Trümmerhaufen des World Trade Centers als Anlage bereits vorhanden.

Diese Anlage kam mit dem Katastrophenfilm *The Towering Inferno*, der 1974 mit einem nach San Francisco verschobenen Glasfrontungeheuer von Wolkenkratzer die Grenzen der Machbarkeit und Opferbereitschaft bereits ausgelotet hatte. *Towering Inferno* spielte eine an die Westküste verschobene prophetische Vision dessen, was New York bevorstand. Die schlechten Arbeitsbedingungen der Feuerwehr und die Wut des von Steve McQueen gespielten irischstämmigen *Fire Chiefs* O'Halloran angesichts von



Abb. 6: Löscharbeiten bei einem Großbrand in der Chester Street im Brownsville-Viertel von Brooklyn, New York, am 2. Oktober 1970. Aus der Fotoserie *FDNY »War Years« 1970*. Foto: Ira Hoffman, Honorary Assistant Chief, FDNY (Nikkormat-Kamera mit festem Objektiv, 50 mm).

aus Profitgier geänderten und umgangenen Sicherheitsvorschriften beim Bau des Turms rücken den Film nahe an Smiths Buch. Als der Turm pünktlich zur Einweihungsparty in Brand gerät, geben die Feuerwehrleute, darunter

mehrere Afrikaner, natürlich trotzdem ihr Letztes, um Menschen zu retten, Schuldige wie Unschuldige. Diese *Message* wird mehrfach in wechselnden Bildern transportiert. Dabei sterben einige *Firefighters* im Einsatz, und in einer bedrückenden Sequenz kurz vor dem Ende (2:08:33-2:09:04) sitzen und liegen viele Verletzte und andere mit dem bei völliger Überanstrengung typischen Nasenbluten an einer Sammelstelle – heroische Pflichterfüllung um den Preis völliger Erschöpfung. Es bedankt sich niemand. Die Botschaft ist ähnlich der von Smiths Buch. Das gilt auch insofern, als Smith einzelne hispanische und afrikanische Feuerwehrleute eingeführt hatte. Im *Towering Inferno* erscheint Felton Perry als Feuerwehrmann Scott, ein Held zweiter Ordnung, der mit einem weißen Kameraden bis zu den fast an der Turmspitze Eingeschlossenen vordringt. Den Sicherheitschef des Gebäudes spielt der ehemalige American Football-Star O.J. Simpson.

Dem gegenüber war die von 1972 bis 1977 in 129 Episoden und sechs zweistündigen Filmen ausgestrahlte Fernsehserie *Emergency!* (dt. *Notruf California*) die *Beach Boys*-Variante des Feuerwehrdienstes. Die in Abkehr von den grimmigen New Yorker Verhältnissen im ewig sonnigen kalifornischen Los Angeles spielende, sehr erfolg- und einflussreiche TV-Serie kreiste um die eher medizinischen als feuerwehrtechnischen Heldentaten zweier speziell ausgebildeter und zum Rettungsdienst eingeteilter Feuerwehrleute. Im Gefolge des *Wedsworth-Townsend Act* übernehmen diese als sogenannte *Paramedics* bzw. *Emergency Medical Technicians* anstelle geschulten ärztlichen Personals mit einem Dodge D-300 (und nicht etwa mit einem Ambulanzfahrzeug) die Erstversorgung von Patienten. Dabei stehen sie per Funk in Verbindung mit einem örtlichen Krankenhaus und dessen Ärzten. Der Schwerpunkt der meisten Folgen lag auf dramatisch aufbereiteten

medizinischen Notfällen aller Art; Feuer waren selten und wurden dann eher von den anderen Mitgliedern der Wach-  
einheit (darunter echte Feuerwehrleute, die sich quasi selbst  
spielten) bekämpft. *Emergency!* war eine der beliebtesten  
Serien der 1970er. Die Rollenerweiterung der Feuerwehr  
in den Bereich der medizinischen Hilfeleistung und damit  
in einen anderen Bereich heroischen Handelns verband  
zwei der dominierenden Hilfeleistungsdiskurse. Die Serie  
half dadurch gleich noch, mit heroischen Szenarien dem  
amerikanischen Publikum den – billigeren – Einsatz von  
*Paramedics* statt teurer Notärzte als Fortschritt zu ver-  
kaufen. Die ausgesprochen kalifornisch-gutaussehenden  
Feuerwehrleute übernahmen temporär die gesellschaftlich  
positive Funktion des Arztes. Damit wurde der Feuer-  
wehrdienst vom Stigma der proletaroiden Drecksarbeit  
befreit, das ihm seit der Professionalisierung und trotz der  
positiven Werbekampagnen mit chromblitzenden Autos  
noch angehangen hatte, und das mit Smiths Buch und John  
Guillermins *Towering Inferno*-Film wieder stärker in den  
Vordergrund rückte.

Viele Feuerwehren, auch Freiwillige, richteten auf diese  
Serie hin in den nächsten Jahren *Emergency Medical Servi-  
ces* ein, die dann allerdings nicht wie in der Fernsehserie als  
*Squad*, sondern als *Ambulance* firmierten. Damit konnten  
auch wieder verstärkt *White Collar Workers* eine in ihren  
Kreisen anerkannte Funktion in der lokalen Freiwilligen  
Feuerwehr übernehmen und sich als wertschätzungswür-  
dig erweisen<sup>64</sup> – allerdings stieg auch die Zahl der Einsätze  
schlagartig an, da die Feuerwehren schnell zum Ersatz  
für eine vernünftige medizinische Versorgung in den USA  
mutierten. Was vielleicht ohnehin die Idee der Gesund-  
heitsversorger hinter Kampagne und Serie war.

Zum zweiten Mal nach der Professionalisierungswelle  
im 19. Jahrhundert wurde so der Feuerwehrdienst mas-



siv umgestaltet, und wieder im Sinne einer dadurch Kosten sparenden Lobby. Wieder wurden dafür Heldenbilder mobilisiert – die jungen, immer gut aufgelegten und nie um einen coolen Spruch verlegenen Feuerwehr-*Paramedics* luden natürlich auf eine ganz andere Art zur Nachahmung ein, als die mit dem Rücken an der Wand kämpfenden Männer von *Engine 82*. So konnte ein breites Spektrum der Vorbildhaftigkeit abgedeckt werden. Immerhin wurde einer der Hauptdarsteller von *Emergency!*, Randolph Man-tooth, zu einem überzeugten Unterstützer der Feuerwehr-gewerkschaft IAFF.

Letztlich verschoben Guillermins *Towering Inferno*, Hoffmans Fotos und *Engine Co. 82* das öffentliche Bild der Feuerwehr weiter weg von der demokratischen, anerkennungs-basierten Form des Alltags-Heldentums der Freiwilligenkulturen hin zur Fassung von Heldentum als Pflicht-erfüllung des militärisch Operationalen. Vordergründiger Ausdruck ist die unausgesprochene Verpflichtung zur Ablehnung des zugewiesenen Helden-Epithets – aber nicht auf der Basis der Selbstverständlichkeit des altruistischen Einsatzes in der republikanischen Gesellschaft, sondern unter Hinweis auf die Notwendigkeit der Erfüllung einer Pflicht. Heldentum als Pflicht statt als Baubestandteil der Solidargemeinschaft lässt sich in die proto-demokratische, herkulische Bilderwelt des Militärischen übersetzen, wie sie das Iwo-Jima-*Memorial* ausdrückt.

Diese Übersetzung fand im September 2001 statt. Thomas Franklin erkannte sofort, wie symbolisch die Szene war, die Dan McWilliams und George Johnson von *Ladder 157* und Billy Eisengrein von *Rescue 2* mit der Boots-fahne ausführten:

Im Moment der Aufnahme wurde mir klar, wie ähnlich sie dem berühmten Bild der Marineinfanteristen war, die

ihre Flagge auf Iwo Jima hissen. Dies war ein wichtiges Foto. Es erzählte von mehr als Tod und Zerstörung. Es sagte mir etwas über die Stärke der Amerikaner und über diese Feuerwehrmänner, die den Kampf mit dem Unvorstellbaren aufnehmen mussten.<sup>65</sup>

Eine spontane Reaktion von drei Individuen wird gegen den Hintergrund des Iwo Jima-Fotos aus dem Februar 1945 zu einer kollektiven Heldentat. Dessen waren sich die Akteure bewusst, wie Aussagen von Dan McWilliams wenige Tage später in der Presse zeigen sollten. Zum Zeitpunkt der Aktion waren die Feuerwehren auf dem Rückzug; World Trade Center 7 stand vor dem Einsturz. Um die Einheit der ganzen Truppe zu sichern, sahen die drei die dringende Notwendigkeit einer »moralischen Aufbauspritze«. <sup>66</sup> Dass dies die anachronistische Form einer aufgezogenen Flagge annehmen konnte, lag auch an der Identifikation der Feuerwehrleute mit den Marines, deren Position sie in den *War Years* übernommen hatten. <sup>67</sup>

## 6. Die Helden des 11. September

In den 136 Jahren seiner Existenz als Berufsfeuerwehr vor dem 11. September 2001 hatte das *Fire Department of New York* 752 Todesfälle im Dienst verzeichnet. Der katastrophalste Tag war 1966 gewesen, als bei einem Feuer in einer Fabrik zwölf Mann ums Leben kamen. Als die *Twin Towers* zusammenbrachen, begruben sie unter Tonnen von Stahl und pulverisiertem Beton nicht nur die Reste der zwei Passagiermaschinen, die von Terroristen in das World Trade Center geflogen worden waren, sondern auch 2400 Zivilisten und über dreihundert Feuerwehrleute. Von ganzen Einheiten fehlte jede Spur.<sup>68</sup>

Für das FDNY war der Einsturz des World Trade Centers gleichzeitig ein Ereignis, das ihr Heldenbild in der Öffentlichkeit in völlig neue Größenordnungen dimensionierte. Aus personaler Sicht war es zunächst einmal ein Desaster. Es dauerte mehrere Tage, bis überhaupt klar war, wie viele Feuerwehrleute gefallen waren: Die Funkverbindung zwischen Einsatzleitung und Einheiten hatte nicht funktioniert. Dieses Problem war seit dem Bombenanschlag von 1993 bekannt, es war jedoch keine Abhilfe geschaffen worden. Dadurch erfuhren viele Feuerwehrleute im Nordturm nicht, dass der *South Tower* bereits eingestürzt war. Sie hörten auch die Aufforderung zum Verlassen der Gebäude nicht. Die Kommunikation zwischen Feuerwehr und Polizei versagte. Ein Polizeihelikopter hatte schon früh berichtet, dass angesichts von Ausdehnung und Intensität der Brände die strukturelle Stabilität der Gebäude gefährdet sei. Diese Einschätzung erreichte die Kommandoebene nie. Sie hatte dafür am Schlimmsten gelitten: Unter den Toten war quasi die gesamte Führungsspitze des Departments. Dazu kamen Ausfälle bei den *Battalion Chiefs* und den hochqualifizierten Spezialisten der *Rescue* und *Squad Companies*; in einigen

dieser Einheiten waren wegen des Zeitpunkts der Angriffe zum Schichtwechsel zwei Schichten ausgefahren – und gemeinsam umgekommen. Unter den Toten waren insgesamt ca. 60 Mann, deren Dienst an diesem Vormittag eigentlich bereits geendet hatte, die aber Mittel und Wege gefunden hatten, an die Spitze Manhattans zu kommen. Verletzungen und Traumafolgen machten weitere Angehörige des FDNY dienstunfähig.<sup>69</sup> Hinzu kamen mittelbare Ausfälle: Feuerwehrleute in New York können nach 20 Jahren im Dienst mit der Hälfte ihres letzten Gehalts in Pension gehen. Viele dienen länger; 2002 aber stieg die Zahl der Pensionäre um ca. 30% auf 1402. Die zahllosen Überstunden hatten diesen Feuerwehrleuten zu Gehaltszetteln verholfen, deren Höhe unter normalen Bedingungen nicht mehr erreichbar war.<sup>70</sup>

Die folgenden Monate sahen deswegen die größte Einstellungs-, Beförderungs- und Versetzungswelle, die das FDNY nach seiner Gründung je erlebt hatte. Die Reputation der New Yorker, die vorher schon als die Superhelden unter den amerikanischen Feuerwehren gegolten hatten, war durch den allgemein gefeierten Einsatz am World Trade Center ins Unermessliche gestiegen. Dies hielt zwar nicht endlos an, brachte aber Feuerwehrleute aus dem ganzen Land dazu, sich in New York zu bewerben, sogar wenn sie dadurch Einkommenseinbußen und/oder Rückstufungen in Kauf nehmen mussten. Der Um- und Durchsatz forderte ein hohes Maß an Anpassungsfähigkeit – nicht etwas, wofür die New Yorker bekannt sind – und schädigte auch gewachsene soziale Strukturen in Einheiten, die keine Männer verloren hatten. Die mediale und politische Instrumentalisierung der Feuerwehrleute hat diese Fakten weitestgehend ausgeblendet, mit Ausnahme der Zahl der Gefallenen, 343, der Qualitäten einer magischen Sigle überschrieben wurden.<sup>71</sup>

Diese Magie kam aber nur auf Teilen des Kulturmarkts an. *Towering Inferno* und *Code Red* mochten

filmisch-fiktional schon in den siebziger Jahren Frauen und Afrikaner integriert haben; das Bild des New Yorker *Firefighters* war noch wesentlich von vormoderne Mustern geprägt, heroisiert und trotz technologischer Fortschritte wenig dynamisch. Bildprägend herrschte das von irischer Abstammung und von Körperkraft sowie raubeiniger Maskulinität geprägte Stereotyp. Die nach 9/11 publizierten Geschichten von in die brennenden Türme laufenden Feuerwehrleuten, die einfach helfen wollten, passten auch gar nicht zu den Proklamationen eines post-heroischen Zeitalters, das keine Helden mehr habe, und sie auch nicht mehr brauche. Entsprechend fehlen Feuerwehrleute in der Höhenkammliteratur der Phase nach den Anschlägen komplett. Gleichzeitig wurde z.B. das Foto von McWilliams, Johnson und Eisengrein auf T-Shirts und Gemälden, als Briefmarke, auf Porzellantellern und was der Trägermedien mehr waren, aufbereitet und verkauft. Unter den literarischen Reaktionen im weiteren Sinne verkauften sich am besten das Buch des *Battalion Chief* Richard Picciotto, der unterstützt durch den Journalisten Daniel Paisner seine obrigkeitskritische Sicht der Evakuierung des WTC und der Selbst-Rettungsaktion einer Handvoll Überlebender aus dem Rest des B-Treppenhauses im Nordturm wiedergab,<sup>72</sup> und Dennis Smiths *Report from Ground Zero*.<sup>73</sup> Diese Bücher führten das Bild der trotz mangelhafter Unterstützung und Ausrüstung pflichterfüllenden Helden aus der Vietnamkriegsphase weiter.

Berührungspunkte zwischen Literaturszene und Kunstgewerbe schufen nur zwei lange Nachrufe: Anne Nelsons *The Guys* schilderte das Ringen eines *Captains*, der seine ganze *Company* verloren hat, um die richtigen Worte bei den Trauerfeiern, und David Halberstam verfolgte in *Firehouse* die Leben, die Gemeinschaft, und die Suche

nach den toten ›Cavemen‹, wie sich die Mitglieder von *Engine 40* und *Ladder 35* aus dem Lincoln Center nannten.<sup>74</sup> Halberstams Dokumentation und Nelsons Drama personalisierten die Verluste und richteten sich damit an ein begrenztes Publikum, obwohl das Stück sogar mit Al Pacino verfilmt wurde. Außerdem wurden beide durch den gewählten Modus gehindert, kritischere Distanz zu den Figuren zu entwickeln. Dass Feuerwehrkultur als Nachruhkultur nicht längerfristig funktionieren konnte, zeigte wenige Jahre später *Ladder 49* (2004). Der Film mit Joaquin Phoenix, in dem der Protagonist trotz allerseits heldenmütiger Anstrengungen zu seiner Rettung nicht überlebt, wurde nur begrenzt positiv aufgenommen.

Die Fernsehserie *Rescue Me* (2004-2011) stellte hingegen einen Versuch der Verarbeitung von 9/11 dar, der heroische Traditionen mitführte, aber mit der bewussten Konzentration auf die von den Ereignissen des 11. September schwer mitgenommene Figur des *Senior Firefighter* Tommy Gavin (Denis Leary, der die Serie auch koproduzierte) eine Modifikation des Heroischen im Bild der amerikanischen Feuerwehrleute zumindest anbahnte. Gavin ist stärker als jede andere Feuerwehr-Figur der letzten Jahrzehnte modern/post-heroisch gebrochen, zeitweise Alkoholiker und als Ehemann und Vater dauernd am Rand des Dysfunktionalen. *Situation Comedy*-Elemente wie Burleske, Slapstick, traditioneller Witz sowohl als skatologischer Humor wie als witzige Einzeiler, und eine Menge politischer Inkorrektheit einschließlich zahlreicher sexueller Anspielungen nehmen typische Feuerwehr-Motive auf. Sie gehen aber auch darüber hinaus; ähnlich wie die stereotypverstärkenden Verweise auf das ethnisch irische Element – das bei Gavin allerdings auch umfasst, dass er Gespenster sieht und zeitweise als einzigen echten Gesprächspartner seinen bei 9/11 umgekommenen Cousin hat.<sup>75</sup>

Wie Gavin sind auch die übrigen Figuren in Brechungen der bekannten Stereotypen gezeichnet – Afrikaner und Hispanics sind selbstverständliche Teile der Teams, Bi- und Homosexualität sowie Frauen noch am ehesten kontroverse Themen. Es gibt viele hochkulturelle Anspielungen und ebenso viel latenten Anti-Intellektualismus, typische Heldenepisoden und deren völlige Dekonstruktion: Mehrere der Gespenster, die Tommy Gavin verfolgen, sind Kinder, die er nicht retten konnte.

*Rescue Me* lief trotz inhaltlicher Schwächen ab Staffel 3 und uneinheitlicher Aufnahme über sieben Jahre. Mit den literarisch gebildeten Einzeilern des Lieutenants Kenneth ›Lou‹ Shea (John Scurti) und dem Auftritt schwuler und bisexueller *Firefighter* wurde allerdings keine unhintergehbare Ebene der Akzeptanz von Heterogenität und Diversität erreicht. Die nächste prominent im amerikanischen Fernsehen laufende Feuerwehr-Serie, *Chicago Fire* (seit 2012), baute auf die Rückkehr traditioneller Heldenformate. Zwar ist hier der *Chief* ein Afrikaner (gespielt von dem Waliser Eamonn Walker) und eine der *Paramedics* in den ersten beiden Staffeln ist offen lesbisch. Handlung und Figuren bleiben aber in einem zwar von der Diversität der Herausforderungen her interessanten, aber mit regulär gutem oder zumindest versöhnlichem Ende konventionellen Rahmen. Die dem *Firehouse 51* namensgebende *Engine 51* taucht übrigens fast nie auf; die große Bandbreite an technischen Hilfeleistungen – mit ein paar mäßig gut animierten Gebäudebränden dazwischen – wird von *Truck 81* und *Squad 3* abgearbeitet, mit genug Arbeit für die Besatzung von *Ambulance 61*, deren Einsatzspektrum die Erkenntnisse der Serienmacher aus der *Emergency!*-Serie spiegelt, von der nicht nur die Stationsnummer adoptiert wurde.

Für die real existierenden Feuerwehren sind diese Filme und Serien in mehrfacher Hinsicht problematisch. Die

Grenzen zwischen der Erlebnisweltlichkeit der Fiktion und der objektivierbaren Lebenswelt des Berufs bzw. der Freiwilligenarbeit fallen in manchen Punkten zusammen, und treten in anderen weiter auseinander. So verweisen alle Feuerwehrserien und -filme darauf, dass bei Ihrer Herstellung »echte« Feuerwehrleute mitwirkten. Schon in *Emergency!* in den siebziger Jahren hatte mit Mike Stoker ein LAFD-Feuerwehrmann eine Rolle übernommen, dessen dadurch bekanntes Gesicht ihm weitere Auftritte vor allem in Feuersicherheits-Werbefilmen verschaffte. Der *Chief* der ersten vier *Rescue Me*-Staffeln wurde von einem früheren New Yorker Feuerwehrmann gespielt, Jack McGee, der in einer Nebenrolle als Maschinist von *Engine 17* auch schon 1991 in *Backdraft* zu sehen war.<sup>76</sup> Und von Denis Leary hieß es bei einer Führung durch die New Yorker *Fire Academy* auf Randall Island 2009 immerhin, er habe in der Vorbereitung zur Serie die Grundausbildung für Neueinsteiger mitgemacht. Auf jeden Fall hat seine als Reaktion auf den Tod eines seiner Cousins und eines guten Freundes in dem *Worcester Cold Storage*-Feuer 1999 gegründete *Leary Foundation* für den Einbau neuer Trainingsräume in der Akademie und für die Ausbildung sowie für benötigtes Material mehrere Millionen Dollar an die *Fire Departments* in Worcester und Boston, Massachusetts, sowie New York ausgeschüttet, sowie über den *Fund for New York's Bravest* zwei weitere Millionen an Hinterbliebene der am 11. September 2001 Gefallenen.

Die Art, wie in diesen Querverbindungen Solidaritätskultur und Heldenmythos ineinandergreifen, ist bezeichnend für die Situation der Feuerwehren in der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts. Aus der relativen Notwendigkeit, bei Verwendung einer *Engine* im Löscheinsatz auch einen Maschinisten an der Hand haben zu müssen, entsteht mit der Verwendung echter Feuerwehrleute ein Authentifizierungsgestus,



der einen Teil des heroischen Modus der Feuerwehrleute auf Filmproduktion und Crew überträgt. Filme übernehmen so einen Teil dessen, was im 19. und 20. Jahrhundert konkrete Anschauung war – *Bufs*, die hinter Feuerwehren herfahren, um gegebenenfalls zu helfen, und die angeblich so genannt wurden, weil sie z.T. privat besorgte Feuerwehr-Lederkleidung mitführten, sind durch tausendfache Smartphone-Filmer ersetzt worden. Anders als die oft die Feuerwehren in Fan-Clubs unterstützenden *Bufs* sind die privaten Kameraleute ein Störfaktor, da vielen nicht mehr klar zu sein scheint, dass sie im Weg sind, wenn sie versuchen, möglichst gute – also heroisierende – Bilder zu bekommen. Die Logik des filmischen Heldenepos wird damit rückwärts auf das Einsatzgeschehen übertragen. Das kann sich in mehrfacher Hinsicht negativ auswirken: Auf die Zuschauer bezogen führt die Weigerung der Einsatzkräfte, in ihrem Smartphone-Film mitzuspielen bzw. die Gaffer mitspielen zu lassen, in den letzten Jahren vermehrt zu Übergriffen gegen Feuerwehrleute. Und gerade jüngere Feuerwehrleute sehen die häufig ihre Atemschutzmasken nicht oder erst spät anlegenden und sich Flammenwänden scheinbar auf Zentimeter nähernden Film-Helden von *Backdraft*, *Ladder 49*, *Rescue Me* und *Chicago Fire* bewusst oder unbewusst als Vorbilder, obwohl sie es aufgrund ihrer Ausbildung besser wissen müssten. Die traditionelle Form der Integration jüngerer Feuerwehrleute, die als *Rookies*, *Probies* (für *Probationary Firefighter*, z.B. in New York) oder *Candidates* (z.B. in Chicago) von der *Fire Academy* zur weiteren Praxisausbildung in eine *Company* aufrücken, mit einem älteren Mentor und unter Aufsicht, funktioniert bei vielen Freiwilligeneinheiten nicht mehr. Die Allgegenwart der medial transportierten heroischen Signale führt dann im Einzelfall zu übersteigerter Risikobereitschaft und sogar zu Todesfällen.<sup>77</sup>

## 7. Coda: Konservative Anarchisten – Dorf- und Kleinstadtfirewehr im 21. Jahrhundert

Nicht ganz drei Jahrhunderte nach Benjamin Franklins *Union Fire Company* in Philadelphia erodiert die Basis der *Volunteer Fire Departments* in den Vereinigten Staaten mit alarmierender Geschwindigkeit. An der Wirtschaftlichkeit liegt es nicht: Der finanzielle Vorteil einer Freiwilligeneinheit für die Kommunen und die Abgabenlast der Bürger ist im Vergleich zu den Kosten einer Berufsfeuerwehr eindeutig. Manche Kommunen versuchen sogar, aus dieser Differenz einen Vorteil zu ziehen, indem sie mit dem vergleichsweise billigen *Service* werben, wie Charles Simpson festgestellt hat.<sup>78</sup> Logisch weiter gedacht heißt das: Ein ursprünglich auf Wertschätzungsbasis organisierter Freiwilligendienst wird vom Marktsystem als geldwerter Vorteil ausgebeutet. Speziell dort, wo Freiwillige den Rettungsdienst fahren, konnte man vor *Obamacare* öfter hören, die Einheiten des Emergency Medical Service (EMS) seien das kaum vorhandene öffentliche Gesundheitssystem. Das ist nicht mehr vereinbar mit den altruistischen Motivationen, die dem Einsatz von Generationen Freiwilliger Feuerwehrleute zugrunde gelegen haben.<sup>79</sup>

Die Arbeits- und Wohnsituation vieler Mitglieder von Freiwilligen Feuerwehren führt zudem dazu, dass durch erhöhte Mobilität, die Trennung von Wohnung und Arbeit sowie die abnehmende Bereitschaft von Firmen, Mitarbeiter im Alarmfall tatsächlich freizustellen, speziell die Tagbereitschaft in vielen Regionen nur durch Systeme der Überlandhilfe aufrechterhalten werden kann, d.h. es werden immer auch Nachbarwehren der betroffenen Gemeinde alarmiert, um die Einsatzbereitschaft zu sichern. Das erfordert geübte Kooperation sowie technische Kompatibilität und stellt noch höhere Anforderungen an die verbleiben-

den Leute. Zudem ist die Versicherung, Feuerwehren seien Nachbarn, die Nachbarn helfen, vielfach nicht mehr haltbar, wenn die eingesetzten Feuerwehrleute im Rahmen der Überlandhilfe auch aus weiter entfernten Orten kommen müssen.

Die Mobilitätsanforderungen der Arbeitswelt beeinflussen auch die vielerorts stark genealogisch geprägte Personalstruktur. Das könnte den Vorteil mit sich bringen, das die patriarchale Hermetik mancher Wehren gegenüber ›Zugereisten‹ aufgebrochen würde, wenn es denn gelänge, in signifikantem Maß Quereinsteiger, Frauen und Zugezogene zu gewinnen. Allerdings setzt dieser Aufbruch einen Willen voraus, dem speziell auf der Ebene dörflich geprägter Gemeinden Beharrungskräfte entgegenstehen, die das verhindern. Und sich so letztlich selbst schaden.

Aber auch dort, wo Wille und prinzipielle Offenheit vorhanden sind, füllen sich die Reihen nicht zwingend: Obwohl die generelle Hilfsbereitschaft zu steigen scheint, sinkt die Fähigkeit und, oft durch Arbeits- und Familiensituation bedingt, die Möglichkeit zur längerfristigen Bindung an eine Hilfsorganisation. Die aus entsprechenden Kreisen zu hörende Vermutung, es fehle den heutigen jüngeren Menschen einfach an Gemeinschaftsgeist, und die Hyperindividualisierung und allgemeine Verweichlichung der Generation Smartphone hindere sie am Einsatz in der Freiwilligen Feuerwehr, gehört hingegen eher ins Reich populistischer Mythen. Was sich beobachten lässt, ist eine Verlagerung der weiterhin bestehenden Wertschätzungskultur in der demokratischen Bürgergesellschaft hin zum Umweltschutz und vielleicht noch zu sozial-karitativen Diensten. Es steht weiterhin zu vermuten, dass die Spitzenposition der Feuerwehren auf der Vertrauensskala der Berufsgruppen, die für deutsche und amerikanische Umfragen ähnlich aussieht, sich vor allem auf das ideale Bild

der Berufsfeuerwehrleute bezieht, das von Filmen und TV-Serien sowie in der Printmedienwerbung verbreitet wird. Die Umfragen differenzieren nämlich nicht zwischen Beruf und Freiwilligkeit. Erfragt wird damit nicht ein konkretes oder gar erfahrungsbasiertes Bild, sondern ein populärkulturelles Heldenstereotyp. Gerade in Städten oberhalb von 5000 Einwohnern ist vielen der dort Wohnenden ohnedies nicht klar, dass ihre Feuerwehrleute fast ausschließlich Freiwillige sind. Feuerwehr ist aufwändig: Die Ausbildung ist, insofern das Aufgabenspektrum weitestgehend dem der Berufsfeuerwehren gleich ist, länger, komplexer und intensiver geworden. Je nach Bundesstaat dauert die Ausbildung auf das *Firefighter*-Level in den USA bis zu zwei Jahre. Dies alles ganz abgesehen davon, dass in einer auf Freizeit erpichten Gesellschaft die Attraktivität einer Beschäftigung in dieser Freizeit, deren Aktivitätszeiten man nicht selbst in der Hand hat, gegenüber anderen gemeinnützigen Einsatzfeldern sinken muss: Mit Feuerwehr verbindet sich weniger die Aussicht auf Heldenruhm als auf Einsatzalarme wegen der Fehlfunktion eines billigen Rauchwarnmelders um halb drei morgens.

Die Zahl der Brände geht im Zusammenhang der *pyric transition*, wie der Feuerhistoriker Stephen Pyne die Verdrängung des offenen Feuers aus weiten Bereichen der Lebenswelt genannt hat, ohnehin zurück – steile Zuwachsraten verzeichnen nur die infolge der Klimaüberhitzung und der Zersiedelung der Landschaft von Jahr zu Jahr katastrophaler ausfallenden Waldbrände.<sup>80</sup> Die Waldbrandbekämpfung erfordert aber anderes Training, andere Ausrüstung und ein noch höheres Fitnesslevel. Das effektive Löschen eines Flächenwaldbrands kann sich zudem über Wochen hinziehen, was für Freiwillige kaum zu leisten ist.

Vor diesem Hintergrund schließt in den USA alle paar Wochen wieder ein Feuerwehrhaus für immer seine Türen.

Weil die Mitgliederzahlen unter das vertretbare Minimum gefallen sind. Weil der Ausbildungsstand der verbliebenen Mitglieder das Aufgabenspektrum nicht mehr abdecken kann.<sup>81</sup> Weil das Finanzbudget nicht mehr für Ausbildung, Ausrüstung und Betrieb ausreicht. Oder aus einer Kombination dieser drei Faktoren. Besonders gefährdet sind ausgerechnet jene Einheiten, die noch wie zu Franklins Lebzeiten und damit sozusagen als konservative Anarchisten ohne aufsichtführende Autorität operieren. Als nicht-kommunale Organisation aus der Bürgerschaft gegründet, sind sie im eigentlichen Sinne des anarchistischen Syndikalismus nur ihren eigenen Idealen verantwortlich, und der bewussten Entscheidung für den Dienst an der Gemeinschaft aus Einsicht in die Notwendigkeit eines Rettungsdienstes.

Bis in die Gegenwart gibt es in den USA Freiwillige Feuerwehren, die zwar in den meisten Fällen von ihrer Kommune Zuschüsse bekommen, aber nach wie vor keine Gemeindeeinrichtung sind. Sie erwirtschaften ihr Budget über Förderanträge an eine Vielzahl von Gemeinde-, Kreis-, Staats- und Bundesämtern, Wohltätigkeitsvereine und Stiftungen aller Art, sowie über Sammelaktionen und Veranstaltungen wie Tanz- und Spielabende (besonders das in den USA beliebte *Bingo*), Frühstücksveranstaltungen (mit den auf kulinarischer Ebene ähnlich traditionell beliebten Pfannkuchen), *Barbecues* und organisierte Picknicks, Tage der offenen Tür und Kinderbespaßungen aller Art.

In der von Kenneth Perkins und John Benoit entwickelten Typologie der in den USA und Kanada anzutreffenden Varianten von Feuerwehren haben die unabhängigen Freiwilligen die Nr. 1. Es sind diese, aber auch manche der von einer lokalen oder regionalen Körperschaft abhängigen *Departments*, die basisdemokratisch jedes Jahr ihre Offiziere und den *Chief* neu wählen. Viele Feuerwehrleute verbrin-



Abb. 7: ›Gefangener‹ Pfannkuchen beim Brownsville Oregon, Pioneer Breakfast 2012. Der herumgereichte Feuerwehrtiefel (rechts) ist eine andere Art des Geldsammelns. Foto: wh.

gen ähnlich viel oder mehr *Zeit* mit *Fund Raising* als mit Übungs- und Einsatzdiensten, weil auch die als Gemeindeeinrichtung laufenden Feuerwehren oft nur teilweise oder jedenfalls unzureichend finanziert werden, und weil die *Fund Raisers* zur sozialen Netzwerkarbeit gehören, von denen die Gemeinde erwartet, dass sie stattfinden, und bei denen man die örtlichen ›Helden in der Not‹ außerhalb eines Einsatzgeschehens treffen kann.

Zwischen diesen Freiwilligen und den *Career Departments* haben sich im letzten Jahrhundert mehr und mehr gemischte, sogenannte *Combination-Units* aus Freiwilligen und Berufs- oder wenigstens Teilzeitkräften gebildet. Die hauptamtlichen und Teilzeitkräfte fahren dann tagsüber auch den Rettungsdienst, die sogenannten EMS-Einsätze. Nachts und am Wochenende kommen die Freiwilligen,

und manchmal sind das ohnedies die gleichen Leute. Viele dieser kombinierten Einheiten haben als reine Freiwilligenverbände angefangen und sind wegen der hinzugekommenen Aufgaben und oft wegen arbeitsortbedingter Probleme mit der Tagbereitschaft umgewandelt worden. Dabei ist zu berücksichtigen, dass mittlerweile auch dem Namen nach Freiwillige Feuerwehren bzw. die sie unterstützenden Körperschaften oberhalb einer gewissen Größe und Einwohnerzahl des versorgten Gebiets ein bis drei hauptamtliche Kräfte bezahlen, wobei dies in den USA in der Regel *Chiefs* und (Ausbildungs-)Offiziere sind. Diese sozusagen hauptamtliche Freiwilligkeit ist natürlich ebenso wie Teilzeitkräfte teurer als reine Freiwilligeneinheiten. Die ihr unterliegenden Einsatzkräfte erreichen aber, und das wird als Begründung angeführt, ähnliche Antwortzeiten auf einen Alarm wie eine Berufsfeuerwehr, da die Gerätehäuser tagsüber während der Arbeitszeit der meisten *Volunteers* wenigstens von einer kleinen Gruppe besetzt sind. Im Sinne der Schadensminimierung ist diese Lösung vertretbar. Ob das Projekt der wechselseitigen Selbsthilfe dadurch unwiederbringlich beschädigt wird, muss die längerfristige Entwicklung zeigen.

Pflichtfeuerwehren, wie sie von deutschen Gemeinden eingerichtet werden können, wenn die Freiwilligen wegbrechen, gibt es in den USA nämlich nicht. Fallen dort die Freiwilligen aus, müssen die betroffenen Gemeinden versuchen, aus der Nachbarschaft mitversorgt zu werden. Dienste angrenzender Gebiete sind dann aber oft nur über ein Subskriptionssystem zu haben, für das privat gezahlt werden muss. Da die individualistische Ideologie in den USA generell stärker ausgeprägt ist als in Europa, gibt es natürlich eine Menge Hausbesitzer, die das Risiko eingehen und die Subskriptionssumme einsparen. 2010 und 2011 gingen deshalb zwei Fälle durch die Medien, in denen die

Trailer-Häuser von Familien in Obion County, Tennessee, die nicht im System waren bzw. nach eigenen Angaben vergessen hatten, ihren – mit 75 Dollar durchaus überschaubaren – Jahresbeitrag zu bezahlen, abbrannten. Die aus dem Nachbarkreis South Fulton angefahrene Feuerwehr beschränkte sich darauf, ein Übergreifen des Feuers auf angrenzende – versicherte – Wohneinheiten zu verhindern.<sup>82</sup> Der Präsident der *International Association of Fire Fighters*, Harold Schaitberger, gab als Antwort auf das auch international geäußerte Erstaunen eine etwas lahme Erklärung heraus, in der es hieß, Berufsfeuerwehrlaute sollten nicht dazu verpflichtet werden, erst in einer Liste nachzusehen, welche Hausbesitzer ihre Versicherung bezahlt hätten. Genau das aber verlangte der Vertrag von den drei hauptamtlichen und 16 Teilzeitkräften des *South Fulton Fire Department*, deren diensthabende Schicht mit ihrem nach deutschen Standards schon antiken *Pumper* unverrichteter Dinge wieder abgerückt war.

Zwischenzeitlich ist im Obion County säumigen Zahlern immerhin eingeräumt worden, 3500 Dollar vorzugsweise gleich vor Ort zu bezahlen, damit die alarmierte Feuerwehr ihre Arbeit macht. Das generelle Problem aber blieb bestehen, wie auch der Bürgermeister von South Fulton schon festgestellt hatte: Wenn die Stadt keine Gebühren einsammele, könne sie die Feuerwehr nicht mehr bezahlen. Bekomme jemand Hilfe, der nicht bezahlt habe, zahle bald niemand mehr. Die *pay for spray*-Politik, kommentierte *Fox News*, sei also nur fair. Andere reaktionäre Medien wie der Radio-Moderator Glenn Beck stießen ins gleiche Horn und unterschieden dazu zwischen ›echter‹ und ›gleichmacherischer‹ Gerechtigkeit.<sup>83</sup>

In Obion County waren zwar keine Menschen in Gefahr gewesen, eine der Familien verlor aber nach eigenen Angaben mehrere Haustiere, und gerade bei Trailer-



Bränden kommen in den USA immer wieder Menschen und besonders viele Kinder ums Leben. Mit der Erosion des Freiwilligen Feuerwehrwesens, Privatisierung und *pay for spray* ist die Situation gerade in einigen Staaten des Südens wieder da, wo sie in der Zeit der Gründung von Benjamin Franklins *Union*-Freiwilligenkompanie schon einmal war: Service nur für zahlende Mitglieder. Es ist bezeichnend, dass der Präsident der *International Association of Fire Fighters* nur Berufsfeuerwehren konkret erwähnte. Von den Freiwilligen wird immer noch selbstverständlich erwartet, dass sie ohne Ansehen der Person helfen. Damit ist zwar das administrative und finanzielle Problem nicht gelöst; es wird aber nicht von der Kostenseite her gedacht, sondern von der Hilfe her. Der Unterschied zwischen den Gesellschaftsformen, der hier zum Tragen kommt, ist durch zwei Faktoren charakterisiert. Der erste Faktor ist der Regulierungsgrad von als essentiell angesehenen Dienstleistungen, der zweite die ideologische Distanz zwischen einer Kultur der Mildtätigkeit und einer Kultur der Solidarität.

Der spätmoderne Finanzkapitalismus operiert zunehmend auf der Basis von Entsolidarisierung, wobei der Ersatz solidargemeinschaftlicher Gegenseitigkeit im Sinne Glenn Becks durch Mildtätigkeit gewährleistet werden soll. Die Logik des Karitativen ist aber historisch eine der strikten Beachtung einer hierarchischen Verteilung der Macht. Die Empfänger von Mildtätigkeit haben keinen grundsätzlichen Anspruch auf Leistungen, und sie müssen sich zunächst als bedürftig und dann als dankbar erweisen. Eine der grundlegenden Ideen des demokratischen Republikanismus war dagegen von Anfang an die der Dehierarchisierung – 1776 betonte die amerikanische Revolution in der Unabhängigkeitserklärung die Gleichheit der Geburt. Im Grunde schloss sie damit zu den Feuerwehren auf, die zu dieser

Zeit schon einige Jahrzehnte lang alle gleich behandelten. Von dort hätte sich der solidarische Gleichheitsgedanke eigentlich weiter verbreiten sollen, aufbauend auf das schon mehrfach erwähnte Prinzip, dass nach Kräften alle ihren Teil zum Gelingen beitragen.

Ein Lösungsvorschlag, der im Zusammenhang des traurigen Obion-County-Falls kurioserweise von niemandem gemacht worden zu sein scheint, wäre die Möglichkeit der Neugründung eines *Volunteer Fire Departments* gewesen. Potentiell sind Freiwillige Feuerwehren, wie eingangs ebenfalls erwähnt, eine der integrativsten Organisationen in der Gesellschaft, da es hier im Wesentlichen auf guten Willen ankommt. Je nach Statut und Ausbildungsvorschrift können sie selbst Menschen mit Behinderungen aufnehmen, die sich dann z.B. in der überbordenden Verwaltung, der Logistik oder beim *Fundraising* nützlich machen. Dort, wo die Feuerwehr noch integraler Bestandteil des sozialen Netzes ist – also im Wesentlichen auf dem Dorf und in bestimmten Stadtquartieren – ist diese Öffnung wiederum eine Frage des guten ebenso wie des Überlebenswillens, und des Willens zu einer Weiterentwicklung des solidarischen Anteils der dörflich-kleinstädtischen Wohn- und Lebensformen. Alle anderen zur Verfügung stehenden Optionen kosten die jeweilige Körperschaft bzw. ihre Bewohner vor allem mehr Geld, und das, wie das Beispiel Obion County zeigt, ohne Garantie auf besseren Service.

Garden City, New York, geht nach 90 Jahren zurück zu einer Freiwilligen Feuerwehr – es ist billiger und für den Ort sinnvoller.<sup>84</sup>

## 8. Schluss: Die Zukunft heroischer Freiwilligkeit

Die These von der post-heroischen Gesellschaft bedeutete nie, dass es in der Praxis kein heroisches Verhalten mehr gäbe. Es ist aber mit seinem elementar altruistischen Grundzug nicht mehr integraler Bestandteil des geltenden Gesellschaftsvertrags, insoweit dieser auf dem Prinzip der Profitabilität fußt. Ausgerechnet die libertär-kapitalistischen USA verharren allerdings stärker als andere westliche Gesellschaften in Verweigerungsstarre vor dieser Tatsache – was hinter einem Schirm rhetorischer Formeln vor allem von der Kulturindustrie getragen wird. Der Prozess retroaktiver Re-Konstruktion in der Moderne dekonstruierter Heldenmythen verläuft nicht auf der Basis greifbarer historischer Daten, sondern dominiert über Film und Fernsehen, als großformatige Bildbände und als *Reenactments* vor allem die Erinnerungsgeschichte aller amerikanischen Kriege, und damit auch des Kampfs gegen das Feuer. Medialisiertes Heldentum ist integraler Teil des Instrumentariums, mit dem in der Fiktion jegliche Niederlage oder Negativerfahrung der Geschichte positiv umgemünzt werden kann. Die konstruierten Heldenbilder fußen auf einem manichäischen Weltbild und binären Oppositionen; die Gebrochenheit der Helden in *Mainstream*-Filmproduktionen ist ein oberflächliches Zugeständnis an Sehgewohnheiten.

Das gilt besonders für Feuerwehrleute. Es gibt bei aller Prominenz des Feuerwehrmanns als heroisches Ideal ohnehin relativ wenige Filme, die Brandbekämpfung zentral stellen. Selbst in *Backdraft* (1991) ist der den Plot treibende Handlungsstrang eine Kriminalgeschichte; die von Kurt Russell und Alec Baldwin gespielten Brüder im Feuerwehrdienst sind relativ flach psychologisiert. Beide leiden unter dem frühen Verlust des als Feuerwehrmann gefallenen Vaters, der Jüngere zudem unter dem übermächtigen

Vorbild des Älteren. Unsicherheiten werden hier und überhaupt in der auto- wie heterostereotypen Darstellung von Feuerwehrleuten gerne als grundsätzlich durch heroische Aktion überwindbar dargestellt.

Insofern war auch für die kulturindustrielle Reproduktion einer Erschütterung wie 9/11 damit zu rechnen, dass ihre formal wie inhaltlich konstituierende Behandlung über die Medien laufen würde; die »kontinuierliche Remediation« wie Stephanie Hoth das nennt, stieg parallel zur aktiven Erinnerung in den Bereich der Fiktionalisierungen ein und damit in den Bereich des Spekultativen, des Derivativen und der Erfindung.<sup>85</sup> Im Ergebnis hat die *Rescue Me*-Fernsehserie nur eine temporäre und auch nur mit relativ hohem intellektuellem Aufwand rezipierbare Richtungsänderung vollzogen; mit der wie *Backdraft* in Chicago spielenden Serie *Chicago Fire* kam schon der Rückfallschritt.

Gleichzeitig mit diesem populärkulturellen Verharren beim Bekannten verliert die ursprünglich einmal für die amerikanische Republik konstitutive Freiwilligenkultur schleichend, aber permanent an Boden. Das spiegelt sich in dem nach den *War Years* diesmal in der Fläche im kleinstädtischen Amerika zunehmenden Mangel an Respekt gegenüber Rettungskräften: Angriffe und Übergriffe auf Feuerwehrleute mehren sich. Wenigstens ein Dutzend sind in den letzten zehn Jahren bei Einsätzen sogar erschossen worden, so dass einige Feuerwehren dazu übergehen, analog zur Polizei Schutzkleidung anzuschaffen. Da die technologisierte Ökonomisierung in Ausbildung und Ausrüstung weit fortgeschritten ist, bieten Feuerwehren auch auf dem Land außerhalb von Paradeanlässen keine echte Quelle für Romantik mehr. Ein Einbezug der Freiwilligen Feuerwehren in die in Kreisen der Mittelschicht um sich greifende Nostalgisierung des Landlebens ist deshalb unwahrscheinlich: Die stadtflüchtige Mittelklasse schließt

sich in den seltensten Fällen einer Feuerwehr an. Ob das solidargesellschaftliche Projekt der Freiwilligen Feuerwehren angesichts der fortschreitenden Transformation weiter Lebensbereiche in Geschäftsbeziehungen Fortbestand haben wird; ob vielleicht sogar die Einsicht in den massiven Verlust demokratischer *Agency*, der mit der Vernachlässigung gesellschaftlicher Aufgaben einhergeht, rechtzeitig einer Gegenbewegung den Weg bahnen kann, ist deshalb offen. Es wird auch eine Frage der Attraktivität sein. Viele *Volunteer Fire Departments* haben in der Vergangenheit entweder mit dem Werbeansatz ›sinkendes Schiff‹ operiert, der Hilfwillige animieren sollte, die Feuerwehr vor dem Untergang zu retten, oder, noch schlimmer, mit der ›beleidigten Leberwurst‹: Wenn ihr uns nicht unterstützt, dann werdet ihr schon sehen, was ihr davon habt, wenn es uns nicht mehr gibt.<sup>86</sup> Dort, wo weiße Männer glauben, ohne alle anderen sozialen Gruppen auskommen und ihren traditionellen Betrieb weiter führen zu können, sind die Tage des *Volunteer Fire Departments* gezählt.

Einer der möglichen Wendepunkte dieser Entwicklung liegt kurioserweise in der feuerwehr-internen Entwicklung des eigenen Heldenbildes und Selbstverständnisses in Richtung auf eine tatsächlich nicht nur künstlerische Post-, sondern syndikalistische Nach-Moderne: Die Wertschätzungslogik der Aufklärung, die im 18. Jahrhundert zur Gründung der Freiwilligen Feuerwehren führte, baute nicht auf den ökonomischen Kostenfaktor, sondern auf das Prinzip wechselseitiger Menschlichkeit. Wenn Feuerwehrleute scheinbar irrational die Bezeichnung als Helden verweigern und darauf verweisen, sie hätten nur ihre Aufgabe erfüllt, dann kann das eine rhetorische Floskel sein, eine im Modus der *Humilitas* vorgetragene Erfüllung des Stereotyps der stoischen Heldenfigur. Vielleicht liegt darin aber auch schon eine fortgeschrittene Adaption

des klassischen Heldenbildes an eine immerhin denk- und vielleicht machbare, nach-moderne humanistische Gesellschaftsform, die auf Selbstverpflichtung und gegenseitige Hilfe aufbaut sowie auf die Hoffnung, dass jeder Einsatz irgendwo im Ganzen wieder seinen Ausgleich findet. In dieser Ordnung würden dann monumentalisierende Heldenverehrung und individualisierte Heldenmythen in der Tat überflüssig, ohne dass der Respekt vor altruistischer Tapferkeit und heroischer Leistung verloren gehen müsste. Öffentliche Sicherheit als republikanisches Beteiligungsprogramm zur gesellschaftlichen Selbstwirksamkeit sieht genau so aus.

Der amerikanische Schriftsteller Kurt Vonnegut (1922-2007), der selbst in seinen jüngeren Jahren nach seiner Rückkehr aus dem Zweiten Weltkrieg und Kriegsgefangenschaft in Dresden (wo er den Feuersturm überlebte) Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr von Alplaus im Hinterland von Ithaca, New York, war, legt diese Erkenntnis dem von ihm in mehrere Romane eingebauten fiktionalen *Science Fiction*-Autor Kilgore Trout in den Mund:

Ihre Hochachtung für die Freiwillige Feuerwehr ist außerordentlich vernünftig, Mr. Rosewater, denn bei einem Feueralarm ist sie fast das einzige Beispiel begeisterter Selbstlosigkeit, das man überhaupt in unserem Land findet. Sie eilt jedem menschlichen Wesen zu Hilfe [...]. Der verabscheuungswürdigste Mensch in der Stadt wird es erleben, daß seine Feinde einen Brand bei ihm löschen [...] Dort also gibt es noch Menschen, die Menschen um ihrer selbst willen schätzen. Das ist äußerst selten. Und davon müssen wir also lernen.<sup>87</sup>

## Anmerkungen

**1** Zac Unger: *Working Fire. The Making of an Accidental Fireman*, New York 2004, S. 152. Alle englischsprachigen Quellen wurden, wo nicht anders vermerkt, vom Autor ins Deutsche übersetzt. Dank an Sebastian Meurer, Philipp Multhaupt, Julia Ruff und Florian Welling für redaktionelle Bearbeitung und Hinweise.

**2** Bücher mit diesem Schwerpunkt gibt es zu Genüge, z.B. Dennis Smith: *Dennis Smith's History of Firefighting in America. 300 Years of Courage*, New York 1978. Smith, mit dessen Namen hier Werbung gemacht wurde, ist der Autor eines wichtigen Reports, der in Kap. 4 ausführlicher behandelt wird, Gründer des *Firehouse Magazine* und mehrerer gemeinnütziger Organisationen und als Autor mit literaturwissenschaftlichem Studienabschluss einer der wichtigsten Sprecher für die amerikanischen Feuerwehren.

**3** Ronald G. Asch und Michael Butter: *Verehrergemeinschaften und Regisseure des Charisma. Heroische Figuren und ihr Publikum*. Einleitung, in: *Bewunderer, Verehrer, Zuschauer: Die Helden und ihr Publikum*, hg. von Ronald G. Asch und Michael Butter, Würzburg 2016, S. 11.

**4** Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt a.M. 2013.

**5** Stephen J. Pyne: *Fire in America. A Cultural History of Wildland and Rural Fire*, Princeton 1982; Margaret Hindle Hazen und Robert M. Hazen: *Keepers of the Flame. The Role of Fire in American Culture, 1775-1925*, Princeton 1992; Amy S. Greenberg: *Cause for Alarm. The Volunteer Fire Department in the Nineteenth-Century City*, Princeton 1998; Bruce Hensler: *Crucible of Fire. Nineteenth-Century Urban Fires and the Making of the Modern Fire Service*, Washington 2011.

**6** Charles Simpson: *A Fraternity of Danger. Volunteer Fire Companies and the Contradictions of Modernization*, in: *The American Journal of Economics and Sociology* 55 (1), 1996, S. 17-34.

**7** Die für die Einheiten benutzten, vom Militär entlehnten Bezeichnungen sind etwas irreführend: Eine *Company* ist beim Militär eine Einheit von 80-100 Leuten, während die Feuerwehr-*Companies* selbst mit allen drei Schichten zusammengezählt nur auf ca. 25 Leute kommen. Eine *Squad* ist beim Militär eigentlich eine Untergruppe der *Company*, eine Korporalschaft mit 8-12 Leuten. Die so bezeichneten Sondereinheiten waren zunächst kleine Spezialistengruppen bzw. medizinisch geschultes Personal. Es gibt in ganz New York nur fünf *Rescue Companies* und sieben *Squads* gegenüber 198 *Engine Companies* und 143 *Ladders*.

**8** Robyn Cooper: The Fireman. Immaculate Manhood, in: *Journal of Popular Culture* 28 (4), 1995, S. 139-169, hier S. 156.

**9** Vgl. Robert J. Crawford sr., mit Delores A. Crawford: *Black Fire. Portrait of a Black Memphis Firefighter*, Charleston SC 2003.

**10** Roy Bann, dir. *Taking the Heat. The First Women Firefighters of New York City*. PBS, 2006. <https://www.pbs.org/independentlens/takingtheheat/film.html>, 10.7.2018.

**11** Caroline Paul: *Fighting Fire. A Personal Story*, New York 1998.

**12** Matthew Desmond: *On the Fireline. Living and Dying with Wildland Firefighters*, Chicago 2007.

**13** Alexander M. Thompson und Barbara A. Bono. *Work Without Wages: The Motivation for Volunteer Firefighters*, in: *American Journal of Economics and Sociology* 52 (3), 1993, S. 323-343, hier S. 333.

**14** Miriam Lee Kaprow: *The Last, Best Work. Firefighters in the Fire Department of New York*, in: *Anthropology of Work Review* 19 (2), 1998, S. 5-26, hier S. 8.

**15** Alan H. Jacobs. *Volunteer Fireman. Altruism in Action*, in: *The American Dimension. Cultural Myths and Social Realities*, hg. von W. Arens und Susan P. Montague, New York 1976, S. 195-205, hier S. 203.

**16** Wolfgang Hochbruck, *Unfallursache ›Heroismus‹ – Line of Duty Deaths als Sonderfall der Unfallursachenforschung.*, in: *Unfallursachenanalyse: XXIX. Sicherheitswissenschaftliches Symposium der GfS*, hg. von Sebastian Festag, Berlin 2015, S. 37-55.

**17** »I am the mash'd fireman with breast-bone broken«, Walt Whitman: *Song of Myself*, in: ders.: *Leaves of Grass*, hg. von David S. Reynolds, Oxford 2005, S. 1-44, hier S. 27.

**18** Es gibt mehrere Varianten dieses Zitats aus einer Totengedächtnisrede von Edward F. Croker für seinen Stellvertreter und vier weitere Kameraden, die bei einem Feuer ums Leben gekommen waren. Hier zitiert nach Smith, *History of Firefighting* (Anm. 2), S. 146.

**19** Brian A. Crawford: *To Die For. To Discover Why Firefighters Feel a Duty to Die, Look Beyond the Obvious*, in: *Fire Chief* 5, 2007, S. 40-46.

**20** Hazen und Hazen: *Keepers of the Flame* (Anm. 5), S. 126.

**21** Bill Sullivan: *It Takes a Village to Put Out a Fire*. *Making History* [Colonial Williamsburg Blog, April 5, 2016], <http://makinghistorynow.com/2016/04/it-takes-a-village-to-put-out-a-fire/>, 12.3.2018.

**22** David K. Hart und P. Artell Smith: *Fame, Fame-Worthiness, and the Public Service*, in: *Administration & Society* 20 (2), 1988, S. 131-151.

**23** Ernest Earnest: *The Volunteer Fire Company. Past and Present*, New York 1979, S. 23.



**24** Das Gemälde wird Charles Washington Wright zugeschrieben, es entstand ca. 1850. Franklin trägt darauf den zu diesem Zeitpunkt von den Nachfahren der von ihm mitbegründeten Union Fire Company verwendeten Helm; [https://en.wikipedia.org/wiki/Union\\_Fire\\_Company#/media/File:Benjamin\\_Franklin,\\_The\\_Fireman.jpg](https://en.wikipedia.org/wiki/Union_Fire_Company#/media/File:Benjamin_Franklin,_The_Fireman.jpg), 12.2.2018.

**25** Vgl. Wolfgang Hochbruck: *Volunteers and Professionals. Everyday Heroism and the Fire Service in Nineteenth-Century America*, in: *Extraordinary Ordinarity. Everyday Heroism in the United States, Germany, and Britain, 1800-2015*, hg. von Simon Wendt, Frankfurt a.M. 2016, S. 109-138.

**26** Christiane Hadamitzky und Barbara Korte: *Everyday Heroism for the Victorian Industrial Classes. The British Workman and The British Workwoman, 1855-1880*, in: *Extraordinary Ordinarity. Everyday Heroism in the United States, Germany, and Britain, 1800-2015*, hg. von Simon Wendt, Frankfurt a.M. 2016, S. 53-77.

**27** Hochbruck, *Volunteers and Professionals* (Anm. 25).

**28** Hensler, *Crucible of Fire* (Anm. 5), S. 147.

**29** Greenberg, *Cause for Alarm* (Anm. 5), S. 125.

**30** Ebd., S. 94f.

**31** Tatsächlich sieht das ursprüngliche Kreuz der Malteser eher wie das heute den Johannitern zugeschriebene aus. Mica Calfee: *The »Maltese Cross« and the Fire Service*, <http://www.fireserviceinfo.com/maltesecross.html>, 12.3.2018. Dieser historische Hintergrund war später anscheinend nicht mehr heroisch genug, so dass im Netz eine Reihe von Legendenvarianten kursieren, die den Rittern eine Rolle von Rettern ihrer Kameraden aus durch Brandgranaten der Sarazenen ausgelösten Feuern zuschreiben. Diese Legenden sind schon leicht als solche zu erkennen, insofern das »griechische Feuer« durch Ausschlagen mit Kleidungsstücken in der beschriebenen Art gar nicht zu löschen gewesen wäre.

**32** »Abide with me, fast falls the eventide / The darkness deepens Lord, with me abide / When other helpers fail and comforts flee / Help of the helpless, oh, abide with me.« Henry Francis Lyte, 1847. Zitiert nach: Henry Francis Lyte: *Miscellaneous Poems*, London 1868, S. 297-299, hier S. 297.

**33** *In the Matter of Fire. A Sunday Blaze and What It Consumed. An Interview with Chief Jones and Other Firemen as to the Needs of Macon in Fighting Fire – Some Suggestions from the Officers*, in: *Macon [Georgia] Telegraph*, 16. August 1886, S. 3f.. Ein stark versicherungslastiger Artikel über Probleme der Freiwilligenkompanien, ihre Geräte zu unterhalten, die Wasserversorgung sicherzustellen und rechtzeitig zu einem Feuer zu kommen. Dank an Aynur Erdogan für den Hinweis auf diesen Text.

- 34** Hochbruck, *Volunteers and Professionals* (Anm. 25), S. 119.
- 35** Kathleen J. Kiefer. *Flying Sparks and Hooves. Prologue*, in: *Cincinnati Historical Society Bulletin* 28, 1970, S. 96f.
- 36** Benjamin Baker: *Glance at New York, New York* 1854.
- 37** Johnsons *The Fireman* wurde nach der Veröffentlichung 1956 im Theaterverlag von Samuel French nie wiederaufgelegt; Arthurs *The Still Alarm* blieb wie so viele einschließlich erfolgreicher Melodramen nur als Typoskript in der *Copyright Drama Collection* der *Library of Congress* erhalten.
- 38** Dion Boucicault: *The Poor of New York* [1857], in: *American Melodrama*, hg. von Daniel C. Gerould, New York 1983, S. 31-74, hier S. 41, 47.
- 39** Anon.: *Volunteer Firemen React to Steam Engines*, in: *New York Herald*, 4. September 1858. *The Lost Museum Archive*, <https://lostmuseum.cuny.edu/archive/volunteer-firemen-react-to-steam-engines>, 12. 3. 2018.
- 40** Edwin S. Porter, dir. *Life of an American Fireman*. Edison, 1903.
- 41** Cooper, *The Fireman* (Anm. 8), S. 139.
- 42** James Williamson, dir. *Fire!* Williamson Cinematograph Company. [https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Fire!\\_\(1901\\_film\)](https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Fire!_(1901_film)) 1901, 14. 3. 2018.
- 43** David Andrew Lewis: *Didja' Ever Want to be a Fireman?* Master Thesis, State University of New York College, Oneonta 2002. <http://www.auroraregionalfiremuseum.org/didja/didja.pdf>, 13. 7. 2011, S. 6, 38.
- 44** Die Behrend-Familie, Nachfahren deutscher Einwanderer, seit 1867. Rob Schultz: *Six Generations of Saving Madison*, in: *Wisconsin State Journal* Jan. 1, 2017, S. A1, A8. Danke an Nancy Dast für diesen Artikel.
- 45** Karen Kruse: *Chicago Firehouse. Stories of Wrigleyville's Engine* 78, Chicago 1978.
- 46** *New Heroic Comics* wurden von Eastern Color von 1946 bis 1955 zweimonatlich veröffentlicht. <https://comicvine.gamespot.com/new-heroic-comics/4050-794/?page=1>, 3. 5. 2018.
- 47** Lewis, *Didja' Ever Want to be a Fireman?* (Anm. 43).
- 48** Der Star des Films *Firehouse Dog* (2007), in dem ein Hund die Schließung eines Feuerwehrstandorts verhindert, war überraschenderweise kein Dalmatiner.
- 49** Siehe vor allem Kaprow, *The Last, Best Work* (Anm. 14).
- 50** Wolfgang Hochbruck: *Sicherheitsrisiko und Schauliegeeffekt. Feuer und die amerikanische Bühne*, in: *Drama. Theater. Film. Festschrift Rudolf Denk*, hg. von Joachim Pfeiffer und Thorsten Roelcke, Würzburg 2012, S. 31-46.

- 51** Kruse, Chicago Firehouse (Anm. 45), S. 73.
- 52** Earnest, The Volunteer Fire Company (Anm. 23), S. 152f.
- 53** Dennis Smith: Report from Engine Co. 82, New York 1972. Obwohl der Autor (Email-Kommunikation, 14.3.2014) diesen Begriff selbst nicht verwendet, handelt es sich inhaltlich und formal um einen Dokumentarroman, den die Kritik allerdings anders als die durchaus vergleichbaren Werke von z. B. Norman Mailer komplett übersehen hat.
- 54** Nach Aussage von Dennis Smith wurde diese Bezeichnung während dieser Jahre selbst nicht verwendet. Persönliche Kommunikation, Email, 14.3.2014.
- 55** Joe Flood: The Fires. How a Computer Formula, Big Ideas, and the Best of Intentions Burned Down New York City – and Determined the Future of Cities, New York 2010.
- 56** Bruce Hensler: Armed Firefighters. A Moral Decision 50 Years Ago. *Fire Recruit.com*, 6.5.2013. <https://www.firerecruit.com/articles/1443436-Armed-firefighters-A-moral-decision-50-years-ago>, 24.2.2018.
- 57** Erin Wallace: Gordon Matta-Clark's Anarchitecture, in: Radical Gotham. Anarchism in New York City from Schwab's Saloon to Occupy Wall Street, hg. von Tom Goyens, Urbana 2017, S. 180-200, hier S. 185, beschreibt diesen Verdrängungsprozess und die sozialen Abstiege und Verwerfungen, die vor allem die afrikamerikanische und hispanische Bevölkerungsgruppe trafen.
- 58** Robert Caro: The Power Broker. Robert Moses and the Fall of New York, New York 1974, S. 20.
- 59** Wie sich später herausstellt, war es nicht einmal Ironie des Schicksals, sondern mehrfacher Mord, Smith: Engine 82 (Anm. 53), S. 9. Die Übersetzung ist hier die von Ernst Theo Rohnert, die den Originaltext für den in *Das Beste aus Reader's Digest*, Sept. 1972, S. 180-224 erschienenen Buchauszug (Dennis Smith, »Löschzug 82«) leicht gekürzt hat; Textstelle auf S. 201f. Dank an Jürgen Schinker vom Verlag Das Beste, Stuttgart, für ein Exemplar des Buchauszugs.
- 60** Smith, Engine 82 (Anm. 53), S. 64.
- 61** Ebd., S. 57. Smith wechselte einige Zeit nach der Veröffentlichung von *Report* zu Ladder 66 in der North Bronx und verließ das FDNY 1981.
- 62** Ebd., S. 157. Die Übersetzung ist hier die von Marianne Wischmeier für die Ausgabe des efb-Verlags, Hanau 1981, erschienen unter dem Titel: Engine Comp. [sic] Löschfahrzeug 82. Einsatz: Bronx/New York, S. 176.
- 63** Ann-Christin Bolay und Andreas Schlüter: Faszinosum Antiheld, in: helden.heroes.heros 3 (1), 2015, Sonderheft Faszinosum Antiheld, S. 5-8, hier S. 6. DOI: 10.6094/helden.heroes.heros./2013/01/01.

**64** Simpson, Fraternity of Danger (Anm. 6), S. 29.

**65** *WTC Ground Zero Flag Raising*. <http://www.jeffhead.com/attack/flagraise.htm>, 12.6.2012.

**66** Jeannine Clegg: Flag Raising Was »Shot in the Arm«, in: The Record [Bergen County NJ], 14.9.2001.

**67** Ein Faktor, der diese Übertragung erleichterte, ist die Hierarchie, die analog zum Militär bis heute in den Offiziers-Dienstgraden *Lieutenant* und *Captain* sowie den Einheiten *Company*, *Battalion* und *Division* wiedergegeben wird. Die Ränge von *Privates*, Korporalen und Sergeanten, die es z. T. in den fünfziger Jahren noch gab, wurden zugunsten des einfachen *Firefighter* aufgegeben.

**68** Thomas von Essen: *Strong of Heart. Life and Death in the Fire Department of New York*, New York 2002, S. 14.

**69** Nach Amy Berninger, Mayris S. Webber, Justin K. Niles, Jackson Gustave, Roy Lee, Hillel W. Cohen, Kerry Kelly, Malachy Corrigan und David J. Prezant: *Longitudinal Study of Probable Post-Traumatic Stress Disorder in Firefighters Exposed to the World Trade Center Disaster*, in: *American Journal of Industrial Medicine* 53, 2010, S. 1177-1185.

**70** Über 150 weitere Feuerwehrleute, die teilweise nur mit Baumwolltüchern oder Gesichtsmasken ohne Filter gegen den asbestversetzten Staub zurückkehrten, um ihre toten Kameraden und andere Opfer zu bergen, sind seither vor allem an Krebs und Atemwegserkrankungen gestorben; siehe <http://www.bbc.com/news/world-us-canada-43498200>, 3.5.2018.

**71** Tatsächlich fielen am *Ground Zero* 341 aktive Feuerwehrleute und zwei *Paramedics*. Weiterhin kamen drei pensionierte Feuerwehrleute ums Leben, die sich den Aktiven angeschlossen hatten, und unter den Zivilopfern waren ca. ein Dutzend Angehörige Freiwilliger Feuerwehren, die sich entweder im World Trade Center befanden oder zur Hilfestellung dorthin eilten wie Glenn Winuk: *Volunteer firefighter's family to get 9/11 benefit*, [http://www.msnbc.msn.com/id/22671276/ns/us\\_news-life/t/volunteer-firefighters-family-get-benefit/#.UDkAlKAwVKo](http://www.msnbc.msn.com/id/22671276/ns/us_news-life/t/volunteer-firefighters-family-get-benefit/#.UDkAlKAwVKo), 12.11.2011.

**72** Richard Picciotto, mit Daniel Paisner: *Last Man Down. A Firefighter's Story of Survival and Escape from the World Trade Center*, New York 2002. Möglicherweise wegen der z.T. harschen Kritik Picciottos an der Ausrüstung und Führung der Feuerwehr wurde seine Geschichte später diskreditiert.

**73** Dennis Smith: *Report from Ground Zero. The Story of the Rescue Efforts at the World Trade Center*, New York 2002.

**74** David Halberstam: *Firehouse*, New York, 2002, S. 80, 109.

**75** Wolfgang Hochbruck: Rescue Me. Das FDNY zehn Jahre nach 9/11, in: Abschied von 9/11. Distanznahmen zur Katastrophe, hg. von Ursula Hennigfeld und Stefan Packard, Berlin 2013, S. 153-172.

**76** Denis Leary: Preface, in: Rescue Me. Uncensored. The Official Companion. Newmarket Shooting Script Series, New York 2007, S. 13-25, hier S. 21.

**77** Hochbruck: Unfallursache ›Heroismus‹ (Anm. 16).

**78** Kenneth B. Perkins und John Benoit: The Future of Volunteer Fire and Rescue Services: Taming the Dragons of Change. Stillwater OK 1996; Simpson: Fraternity of Danger (Anm. 6), S. 25.

**79** Thompson und Bono: Work without Wages (Anm. 13).

**80** William Finnegan: California Burning, in: New York Review of Books, Aug. 16, 2018, n.p.

**81** Bob Shaw: Where Have all the Volunteers Gone? [University of] Minn.[esota] Asks. *Firehouse.Com*, 15.4.2016. <http://www.firehouse.com/news/12195505/where-have-all-the-volunteers-gone-minn-asks>, 3.5.2018.

**82** Dave Statter: South Fulton, Tennessee's Fire Department makes news after watching another house burn. <http://www.statter911.com/2011/12/06/south-fulton-tennessees-fire-department-makes-news-after-watching-another-house-burn-obion-county-pay-for-spray-subscription-policy-causes-brings-more-heat-for-firefighters/>, 11.9.2015.

**83** [http://www.glennbeck.com/content/articles/article/198/46276/?utm\\_source=glennbeck&utm\\_medium=contentcopy\\_link?utm\\_source=glennbeck&utm\\_medium=contentcopy\\_link](http://www.glennbeck.com/content/articles/article/198/46276/?utm_source=glennbeck&utm_medium=contentcopy_link?utm_source=glennbeck&utm_medium=contentcopy_link), 3.5.2018.

**84** John Asbury: NY Village Settles with FFs for \$1 Million. <https://www.firehouse.com/careers-education/news/21020881/garden-city-ny-settlement-firefighters-paid-fire-department-dissolved>.

**85** Stephanie Hoth: Medium und Ereignis. »9/11« im amerikanischen Film, Fernsehen und Roman. *American Studies* 169, Heidelberg 2011, S. 7.

**86** Perkins und Benoit: The Future of Volunteer Fire and Rescue Services (Anm. 78), S. 139.

**87** Kurt Vonnegut jr.: Gott segne Sie, Mr. Rosewater [God Bless You, Mr. Rosewater, or Pearls Before Swine], Reinbek 1974, S. 119, übers. Joachim Seyppel. Die Figur des Eliot Rosewater taucht auch in dem Roman *Slaughterhouse 5, or The Children's Crusade* (1968) auf, der am engsten mit Vonneguts Erlebnissen in Dresden verbunden ist. Als Captain einer Infanterieeinheit hat Vonneguts fiktionaler Eliot Rosewater kurz vor Kriegsende versehentlich deutsche Feuerwehrleute getötet.